

UNGARN

V. JAHRGANG, 1944

AUGUSTHEFT

ÁRPÁD MARKÓ :

DER DEUTSCHE SOLDAT, WIE IHN UNGARISCHE AUGEN
IM ERSTEN WELTKRIEGE SAHEN

BÉLA PUKÁNSZKY :

DEUTSCHE DICHTUNG — UNGARISCHES
PUBLIKUM

vitéz EUGEN CSIKÓS :

UNGARISCHER SOLDAT — UNGARISCHER DICHTER

LADISLAUS SZILÁGYI :

SOZIALE GESETZGEBUNG IN UNGARN

ANDREAS ILLES :

DIE STADT ÜBER DEM EICHENWALD (STADTBILD)

GYULA KRŰDY :

EIN UNGARISCHES ABENDESSEN (SKIZZE)

DESIDER KOSZTOLÁNYI :

DAS MEERAUGE (ERZÄHLUNG)

JOHANN HERCEG :

IN MINDERHEIT (ERZÄHLUNG)

GEDICHTE VON J. ERDÉLYI, A. PETŐFI, A. REMENYIK,
L. SZABÓ UND E. SZAKÁL

BÜCHERSCHAU

VERLAG DANUBIA

BUDAPEST * LEIPZIG * MILANO

DER DEUTSCHE SOLDAT, WIE IHN UNGARISCHE AUGEN IM ERSTEN WELTKRIEGE SAHEN*

VON ÁRPÁD MARKÓ

Gerne und oft verweilen meine Gedanken bei jenen kriegerischen Ereignissen, an welchen mein Regiment im Weltkriege im Vereine mit deutschen Truppenkörpern teilnahm. Als Regimentsadjutant des schönen und tapferen nordungarischen Infanterie-Regiments, das die Ehre hatte, als Regimentsinhaber den Namen Kaiser Wilhelms I. zu führen, hatte ich oft mit deutschen Kommandos, Truppen, Offizieren und Mannschaften zu tun und denke noch heute mit Freude an viele Episoden gemeinsamer Arbeit zurück. Fand ich doch überall aufrichtige Kameradschaft, volles Verständnis und Anerkennung unserer braven ungarischen Krieger.

Ich will hier nur einige kleine, persönliche Erlebnisse, Wahrnehmungen und Gedanken schildern, die an sich wohl keine großzügigen strategischen oder taktischen Momente unseres Zusammenwirkens bildeten, aber immerhin in meinem Gedächtnis besonders haften blieben. Der freundliche Leser möge mir verzeihen, wenn ich die Namen der zu erwähnenden Personen, sowie nähere Angaben über Truppenteile, Ortsnamen nicht geben kann, ist doch seither eine lange Reihe von Jahren verflossen; schließlich wollen diese Zeilen auch nicht hervorragende Leistungen oder Eigenschaften *einer* bestimmten Person verewigen. Sie sollen nur dazu dienen, meine Gedanken auszusprechen, mit welchen Augen ich, als Außenstehender deutsche Kameraden beobachtete und in ihnen Typen hervorragender Soldatentugenden wahrgenommen habe.

Nach der Durchbruchschlacht bei *Gorlice* — Mai 1915 — war mein Regiment während des siegreichen Vormarsches längere Zeit das linke Flügelregiment der k. u. k. 27. Infanterie-Division. Links von uns rückte im engen Anschluß das deutsche Flügelregiment der deutschen 35. Reserve-Division vor. Daher waren diese zwei Regimenter und besonders ich als Regimentsadjutant mit dem Regimentsadjutanten des deutschen Regiments Tag und Nacht in steter Verbindung. Eines Tages gelangten wir mit unseren inneren Flügeln an den Westausgang einer von den Russen tagsvorher geräumten Ortschaft nordöstlich Lemberg. Da begründeter Verdacht vorlag, daß die Russen gerade in dieser Ortschaft eine geheime Telephonstation angeblich auch während unseres Vormarsches zurückgelassen haben, wurden wir — beide Adjutanten — mit je einer Patrouille unserer Regimenter am Ortsausgang mit dem Auftrag zurückgelassen, die

* Eine neue Fassung des Nr. 3—5 1931 im Kampfblatt der Nationalen Frontsoldaten, der vaterländischen Frauen- und Jugendbewegung »Der alte Dessauer« erschienenen Aufsatzes.

Häuser durchsuchen zu lassen und erst nach Erledigung dieser Aufgabe unseren bereits weitermarschierten Regimentern zu folgen. Wir fertigten gemeinsam unsere Patrouillen ab, und schon bei dieser Gelegenheit fiel mir der Führer der deutschen Patrouille auf. Kriegsfreiwilliger, mit dem Dienstgrad eines Gefreiten, im Alter von etwa 45—50 Jahren, machte er auf mich den Eindruck eines Gelehrten von hoher Kultur. Nach Erteilung unserer Aufträge ritten wir zum Ostausgang des Dorfes vor, wo sich dann die Patrouillen nach Erledigung ihres Auftrages zu melden hatten.

Der Ortsausgang mit der Kirche lag etwas erhöht, so daß ich von dort eigentlich den ganzen Ort — der nach galizischer Art gebaut, bloß aus einer, etwa 2—3 Kilometer langen Ortsgasse bestand — gut übersehen und die Tätigkeit beider Patrouillen genau beobachten konnte. Mein deutscher Kamerad wurde plötzlich von seinem Kommandanten abberufen und übertrug mir die Aufgabe, die Einrückung auch seiner Patrouille abzuwarten, sie auszufragen und sodann heimzuschicken.

Meine Patrouille durchsuchte die rechte Häuserreihe, die deutsche die linke. Die ungarische Patrouille rückte als erste zu mir ein und brachte einige russische Gewehre mit. Die deutsche Patrouille war zu dieser Zeit noch fest an der Arbeit. Ich sah den bebrillten Gefreiten und seine Leute — vier bis fünf forsche, stramme Jungen — mit staunenswerter Genauigkeit in jedes Haus, auf jeden Dachboden, in jeder Keller hineinkriechen, jeden Gemüsegarten, Stall, jede Scheune emsig durchsuchen. Endlich meldete sich der Gefreite. Seine Patrouille zog einen Wagen mit einer russischen Telephonstation, mit Gewehren und sonstigem russischen Kriegsgerät voll beladen hinter sich. Nach seiner Meldung sprach ich dem Patrouillenfürher mein volles Lob und meine Anerkennung für die gründliche Arbeit aus. Es interessierte mich, auch seinen Zivilberuf zu wissen, worauf er mir meldete, er sei Privatdozent, Dr. phil., Hochschulprofessor, Philologe von Beruf und seinerzeit wegen einer schweren Krankheit nicht diensttauglich gewesen, weshalb er nicht Offizier werden konnte. Nun aber habe er sich als Kriegsfreiwilliger zum Dienst gemeldet. Die Mannschaft seiner Patrouille war seiner würdig. Die Jünglinge waren eben seine Studenten, gleichfalls Kriegsfreiwillige, die sich mit ihm zum Kriegsdienst meldeten und ihm seither mit freudiger Ergebenheit durch Dick und Dünn folgten. Ich gab meiner Bewunderung Ausdruck, daß er eine Beschäftigung, wie diese Häuserdurchsuchung, die eigentlich mit seinem Beruf und seiner hohen Bildung in gar keinem Einklang, seinem Gedankenkreis so ferne stand, mit derselben Gründlichkeit und Hingabe löste, als ob er von seinem Katheder einen interessanten Vortrag über neuentdeckte ägyptische Papyrusrollen gehalten hätte. Er erwiderte schlicht: »Das Vaterland verlangt in diesem Augenblick diese Pflicht von mir, und glauben Sie mir, Herr Hauptmann, daß ich sie mit derselben Begeisterung erfüllte, wie meine friedliche Lehrtätigkeit.«

Ich glaubte ihm dies auch gerne und bin noch heute davon überzeugt, daß ihm mein uneingeschränktes Lob in diesem Augenblick wertvoller war, als eine belohnende Anerkennung seiner vorgesetzten Hochschulbehörde für eine gelungene Dissertation.

Im Sommer 1917 lag mein Regiment im Schützengraben eines — fortwährenden russischen Angriffs ausgesetzt — besonders kritischen Front-

abschnittes vor Podhorce, einem Ort einige Kilometer südwestlich der ehemaligen österreichischen Grenzstadt *Brody*. Das vorgesetzte Korps- und Divisionskommando waren in Podhorce, im schönen, alten Schloß des Polenkönigs Johann Sobieski untergebracht. Ende Mai wurde die königl. sächsische 96. Inf.-Division mit drei Infanterie-Regimentern, neun Batterien und zwei Eskadronen als Reserve des k. u. k. Armeekommandos nach Podhorce dirigiert und vom Korpskommando in die Ortschaften der Umgegend verteilt. Ein Regiment dieser Division war im Falle eines übermächtigen russischen Angriffes zur Verstärkung meines Regiments bestimmt; so war es selbstverständlich, daß die Bataillonskommandeure und Kompagnieführer, mit der Zeit auch alle Offiziere und Portepéeunteroffiziere dieses sächsischen Regiments einen regen Verkehr mit unseren Offizieren aufrecht hielten, sowie tagtäglich in unseren Stellungen herumgingen, um sich über die Verhältnisse ihres wahrscheinlichen Kampfgebietes zu orientieren. Es bildete sich ein kameradschaftlicher Verkehr beider Offizierskorps aus; wir suchten einander gerne auch außerhalb des Schützengrabens, bei einem Glas Wein oder einer Tasse Tee auf, und halfen einander — wo es Not tat — dienstlich und außerdienstlich.

Da kam eines Tages der mir schon wohlbekannte sächsische Hauptmann, Graf, Träger eines geschichtlichen Namens, ehemals Berufsoffizier, — der vor dem Krieg seinen ausgedehnten alten Familienbesitz verwaltete und seit dem ersten Mobilisierungstag als Kompagnieführer in der Front stand — und brachte folgende Bitte vor: Sein Leutnant, der einzige Subalternoffizier seiner Kompagnie, sollte in einigen Tagen seinen wohlverdienten 14 tägigen Urlaub antreten, und nun wollte ein unglücklicher Zufall, daß der Bataillonskommandeur plötzlich schwer erkrankte. Er, der Graf, mußte als ältester Kompagniechef das Bataillonskommando übernehmen und sein Leutnant die Kompagnie. Er könne daher diesem den Urlaub nur dann gewähren, wenn wir dem sächsischen Bataillon aus Kameradschaft einen Offizier für 14 Tage zur Verfügung stellen würden, der die fragliche Kompagnie während der Urlaubszeit des Leutnants führen würde, denn sein Regiment habe zur Zeit keinen verfügbaren Offizier. Gehe das nicht, so müsse der Leutnant eben auf seinen Urlaub verzichten. Es läge ihm — dem Grafen — aber besonders am Herzen, daß dieser Offizier seinen Urlaub genieße. Zu dieser Zeit war der Offiziersaustausch zwischen beiden Armeen schon dienstlich geregelt und eingebürgert, und so erfüllte mein Regimentskommandant diese Bitte gern. Wir entsendeten noch am selben Tag einen Hauptmann zum sächsischen Regiment, der die Kompagnie auch sofort übernahm.

Nach Ablauf seiner Kolmandierung erzählte mir dieser folgendes: Bei seiner Ankunft empfing ihn der Graf, und obwohl er als derzeitiger Bataillonskommandeur mit der Kompagnie eigentlich nichts zu tun hatte, nahm er den Hauptmann persönlich in die Schreibstube mit und übergab ihm an Hand eines Namensverzeichnisses sämtliche Leute der Kompagnie. Das heißt, er weihte den Hauptmann in die kleinsten dienstlichen und Privateigenschaften der Mannschaft ein, gab ihm Weisungen, wie er mit diesem und jenem Mann umzugehen habe: »... der Gefreite Hoffmann sei ein tapferer Soldat, aber etwas leichtsinnig, der Musketier Schulz ein braver Mann, aber schwerfällig, der Musketier Müller etwas kopfhänge-

risch, habe schlechte Nachrichten von zu Hause erhalten, Klein sei schreibfaul : den müssen Sie oft antreiben, denn seine Eltern ängstigen sich um ihn ; Peter sei etwas sozialistisch angehaucht, bedarf strenger Überwachung ; den Hinze schicken Sie bald auf Urlaub, er hat sein neugeborenes Kind noch nicht gesehen ; Hermanns Bruder ist vorgestern gefallen, er ist daher, bis er den Schmerz überwindet, mit Schonung zu behandeln« u. s. f. vom Musketier Abt im Alphabet bis zum Gefreiten Zobel. Man erkannte aus jedem Worte des Grafen, — wie mir der Hauptmann erzählte — mit welchem Ernst, mit welcher väterlichen Fürsorge dieser Mann seine Untergebenen behandelte, jeden nach seiner Eigenart.

Nächsten Tag sprach der Graf bei unserem Regimentskommando vor, um sich für die gebotene Aushilfe zu bedanken. Ich konnte nicht umhin, meiner Bewunderung Ausdruck zu geben darüber, was mir unser Leutnant erzählt hatte. Denn unser Kompagnieführer war der deutschen Kompagnie eigentlich nur zur taktischen Führung vorgesetzt, er kam ja in dieser kurzen Zeit gar nicht dazu, der Mannschaft seiner Kompagnie auch menschlich näher zu treten, war er ja doch nicht ihr ständiger Vorgesetzte.

»Eigentlich haben Sie recht« — erwiderte mir der Graf — »es war von mir eine vielleicht übertriebene Gewissenhaftigkeit, daß ich das außerdienstliche Schicksal meiner Mannschaft einem ihr fremden und nur einige Tage vorgesetzten Herrn so eingehend überantwortete. Doch Sie müssen diese Sache mit anderen Augen ansehen. Das Regiment ergänzt sich aus jenem Teil Sachsens, wo meine Familie schon nahezu 800 Jahre ansäßig ist. Es gab keinen Feldzug Deutschlands seit den Kreuzzügen, in dem nicht meine Vorfahren an der Spitze ihrer Heerscharen, die aus den Vorfahren meiner gegenwärtigen Mannschaft gebildet waren, gegen den Feind zogen. Seitdem dieses Regiment besteht, dienen die Mitglieder meiner Familie stets in seinen Reihen und ich, als derzeitiger Besitzer meines Familiengutes, gehöre selbstretend an die Spitze dieser Kompagnie, deren Leute im Privatleben größtenteils meine Angestellten sind. Bei der Nobilisierung habe ich meine gedienten Pferdewärter, Ackerknechte und sonstigen Bediensteten persönlich gesammelt und unter die Fahnen geführt. Mein Kanzleiunteroffizier ist mein Gutschreiber, mein Reserveleutnant mein Forstbeamter usw. Da ist es wohl selbstverständlich, daß ich für sie verantwortlich bin. Und wenn ich auch nur für kurze Zeit nicht bei ihnen weile, muß ich doch die Beruhigung haben und müssen sie fühlen, daß sie auch in meiner Abwesenheit, in den schwersten Stunden ihres Lebens, nicht führerlos dastehen, und jemand — der sie kennt — über sie wacht. Mein Reserveleutnant kennt jeden Mann der Kompagnie genau, aber Ihr Herr Hauptmann war ihnen fremd. So war die Art der Übergabe meiner Kompagnie eine notwendige und eigentlich selbstverständliche Sache.«

Der Graf nannte dies eine »selbstverständliche Sache«. Ich meinerseits setzte aber in Gedanken dazu : »eine wahrhaft sozial gedachte, vornehme Gesinnung, eine echte soldatische Auffassung des Verhältnisses zwischen Vorgesetzten und Untergebenen«.

Es war im Monat Juli des Jahres 1917. Vom vierzehntägigen Fronturlaub eingerückt, ließ mich der Regimentsproviantoffizier von der letzten Eisenbahnstation hinter der Gefechtsfront der Division — Ozydow — mit einem Wagen abholen. Die im Zenit stehende Sonne sandte ihre Strah-

len unbarmherzig auf die vor uns liegende, nach Podhorce führende öde und völlig ausgedorrte Straße herunter. Bei einer Wegbiegung bemerkte ich auf der ausgestorbenen Landstraße einige hundert Schritte vor mir einen deutschen Offizier, der nach Podhorce pilgerte. Näher herangekommen, erkannte ich die Uniform und das Abzeichen eines deutschen Militärseelsorgers, an dessen schneeweißem Haar und etwas mühseligem Gang zu sehen war, daß der einsame Wanderer ein hochbejahrter Herr sein muß. Ich ließ halten und lud ihn zum Weiterfahren ein. Er nahm dankend an. Wir stellten uns gegenseitig vor, und so erkannte ich in ihm den evangelischen Hauptseelsorger der um Podhorce liegenden sächsischen Infanterie-Division. Als ich mich auch als Protestant bekannte, wurde unser Gespräch angeregter und ich fragte den alten Herrn :

»Aber um Gotteswillen, Hochwürdigen, was hat Sie eigentlich veranlaßt, in dieser mörderischen Hitze so mutterseelenallein, gerade in den heißesten Mittagsstunden einen Spaziergang zu machen?«

»Keinen Spaziergang, Herr Hauptmann,« erwiderte er ernst, »ich habe, wie alltäglich, auch heute die Truppen der Division aufgesucht, denn ich fühle das Bedürfnis, die meiner Seelsorge anvertrauten Leute auch außer den für den Gottesdienst festgesetzten Stunden zu sehen und zu sprechen. Ich finde tagtäglich einige unter ihnen, die meiner Tröstung oder Stärkung bedürfen. Und schließlich ist dies ja mein Dienst.«

»Aber entschuldigen Sie, in ihrem Alter sind derartige körperliche Anstrengungen — die Division liegt, soviel ich weiß, in einem Umkreis von nahezu 15 km verstreut — wohl nicht von Vorteil. Warum haben Hochwürden für diesen Dienstgang nicht ein Reitpferd oder Fuhrwerk vom Div.-Kmd. beansprucht?«

»Ja wissen Sie, zum Reiten tauge ich nicht mehr, einen Wagen hätte ich wohl bekommen können, doch meine ich, daß man die Fuhrwerke für wichtigere Dienste verwenden muß. Die Truppen brauchen Verpflegung, Munition, Stacheldraht usw. Ich will sie dieser wichtigeren Bestimmung zu Gunsten meiner körperlichen Bequemlichkeit nicht entziehen und werde daher, so lang der liebe Gott mir Kraft und Gesundheit verleiht, diesen täglichen Spaziergang auch fernerhin zu Fuß machen.«

Ich verbeugte mich in Gedanken vor dieser erhabenen Auffassung des ehrwürdigen Herrn über pastorale und militärische Pflichten und konnte ihm nichts erwidern.

*

So oft ich im Felde in Kameradenkreisen und nach dem Kriege in der Heimat mit Freunden und Verwandten Gedanken austauschte und die Frage aufgeworfen wurde, woran es eigentlich lag, daß die deutsche Armee als die tüchtigste und schönste galt, erzählte ich gerne diese und noch andere Episoden und persönliche Erlebnisse aus dem Weltkrieg. Denn ich bin der Meinung, daß der Wert einer Armee nicht allein in ihrer Führung, Zusammenstellung, Ausbildung und Ausrüstung, sowie Kampfbereitschaft liegt. Solche Imponderabilien, der sittliche Ernst, die vornehme Gesinnung, die übergewissenhafte Auffassung der Berufsobliegenheiten, — wie ich sie in diesen kurzen Erzählungen schilderte, — sind gleichfalls unentbehrliche Grundpfeiler des festen Gefüges einer Armee.

DEUTSCHE DICHTUNG — UNGARISCHES PUBLIKUM

VON BÉLA PUKÁNSZKY

Diese bescheidenen Betrachtungen mögen als eine Art Vorbericht gelten zu einer Arbeit, die den Gang der literarischen Geschmacksbildung, soweit diese deutsche Dichtung betrifft, und ihre soziologischen Grundlagen in Ungarn darzustellen versucht. Ich darf etwa an L. L. Schücking erinnern, der die Soziologie der literarischen Geschmacksbildung in seinen Arbeiten über den englischen Puritanismus und manche Abschnitte der deutsch-englischen Literaturbeziehungen aufschlußreich und mit viel Erfolg aufgezeigt hat. Im Einzelnen versuchen wir die Fragen zu beantworten, in welcher Folge und Auswahl, in welchem Tempo deutsche Dichtung in Ungarn bekannt wurde, welche Kräfte ihre Verbreitung hemmten oder förderten, welche Bedürfnisse die Notwendigkeit von Übersetzungen ergaben, bis zu der Frage, welche Werte den ungarischen Leser in einer deutschen Dichtung überhaupt ansprechen, welche sich von diesen am leichtesten in sein eigenes geistiges Wertsystem eingliedern lassen. Letzten Endes suchen wir somit das Bild ungarischer Wesensart im Spiegel deutscher Dichtung; ich glaube, daß unser Versuch auch methodologisch nicht belanglos sein wird, und wesentlich zur Klärung des Begriffes »literarische Rezeption« beiträgt, der ja noch vor wenigen Jahren heftig umstritten und vielfach neu formuliert wurde.

Ich bin mir der Schwierigkeit meiner Aufgabe vollkommen bewußt. Der völlige Mangel an Vorarbeiten diene zur Entschuldigung für das Bruchstückhafte und Schlagwortartige meiner Ausführungen. Es fehlen uns vor allem für die neuere Zeit zuverlässige Unterlagen dafür, auf welche Weise eine deutsche Dichtung den Weg zum ungarischen Publikum fand, was ihre Verbreitung und Popularität bestimmte. Kritische Besprechungen, Aufsätze von Zeitungen und Zeitschriften oder Vorträge popularwissenschaftlicher Art können hier nur mit Vorsicht und nur für einen engen Bereich herangezogen werden. Sichere Anhaltspunkte wären die ungarischen Übersetzungen deutscher Dichtungen. Sie sollen — wie wir sehen werden — namentlich für die neueste Zeit keineswegs unterschätzt werden. Allein man darf nie vergessen, daß das ungarische Publikum, für das deutsche Dichtung überhaupt in Betracht kommt, diese zum großen Teil im Original las, so daß die Übersetzungen nur ein sehr mangelhaftes Bild ihrer Aufnahme ergeben. Eine verhältnismäßig sichere Unterlage wäre der Absatz deutscher Bücher in Ungarn; wohl liegen diesbezüglich für die Vergangenheit gewisse Teilarbeiten vor, für die neuere und neueste Zeit aber kann das Material erst langsam aufgearbeitet werden. So haben wir in unseren Ausführungen einstweilen noch mit viel Unbekannten zu rechnen.

Verhältnismäßig klar erkennbar sind Art und Maß der Aufnahme deutscher Dichtung in Ungarn für die Zeit bis etwa um 1830, über die zunächst gehandelt werden soll. Briefe, Aufzeichnungen, Berichte der Zensurbehörden und sonstige Anzeigen ergeben hier im großen und ganzen ein hinreichendes Belegmaterial. Gehen wir von der Tatsache aus, daß deutsche Dichtung dem ungarischen Publikum ständig und bewußt seit der Reformation zugeführt wird, so kommen als ihre Mittler zunächst Wien und die Universitäten des Reiches in Betracht, die überhaupt Art und Richtung der geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn bestimmen. Sie führen zur Ausbildung von zwei Geistesformen und Willensrichtungen, die auf ungarischem Boden mit deutscher Sprache und deutscher Bildung verwachsen sind; diese sind verschieden an Gehalt, oft gegensätzlich in ihren Tendenzen, sie durchkreuzen, vermengen und bekämpfen einander. Wien vermittelt an das Ungarn eine höfisch-dynastisch zugestutzte, mit slawischen und romanischen Beständen durchsetzte deutsche Bildung, und auch die durch die alte Kaiserstadt zugeführte deutsche Dichtung wird nach ähnlichen Gesichtspunkten gesichtet. Bekanntlich bleibt durch die höfisch-dynastisch-katholische Einstellung der Habsburger die Ostmark in der Literaturentwicklung gegenüber dem Altreich stark zurück. Etwa bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts wird von Wien aus auch dem Ungarn lediglich katholisches Erbauungsschrifttum zugeführt, aus der wir nur die Schriften Abraham a Santa Claras hervorheben. Aber auch von der Aufklärungszeit an läßt die Zensur kaum eine Erweiterung der Schranken zu. Selbst in einem unserer deutschen Lesebücher ist die köstliche Geschichte zu lesen, wie Friedrich der Große sich selbst dafür einsetzt, daß ein in Halle studierender protestantischer Predigerkandidat seine Bücher von der Wiener Zensur unbehelligt nach Ungarn bringe. Auch andere Beispiele für die hemmende Wirkung der Wiener Zensur können wir anführen: Lessings »Nathan« lernte das Publikum der Kaiserstadt von der Bühne durch die Erstaufführung in Preßburg im Jahre 1781 kennen, da dessen Aufführung und Verbreitung in Wien streng verboten war. Auch die Werke der beiden größten Klassiker, Goethe und Schiller, gelangten über Wien nur verspätet und in strenger Auswahl nach Ungarn. Als sich von dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts an die strengen Zensurvorschriften wenigstens für Ungarn einigermaßen milderten, gaben rührige Verleger vor allem in Pest Anthologien von den Werken deutscher Klassiker heraus, die auffallenden Absatz fanden. Auch ein Gedicht Grillparzers erschien wegen der Wiener Zensur zuerst in einer Pester deutschen Zeitschrift. Auf diese Weise entstanden Beziehungen zwischen deutschen Dichtern und zum guten Teil deutschstämmigen Verlegern in Ungarn, die auch später lebendig blieben, als die Zensur der Verbreitung ihrer Werke längst nicht mehr im Wege stand. Manche Werke von Stifter, Heibel, ja auch Rosegger erschienen zuerst in Pest, bzw. in Preßburg.

Aber auch durch die Universitäten des Altreiches wurde an das Ungarn deutsche Bildung und so auch deutsche Dichtung mehrere Jahrhunderte hindurch nicht ungetrübt vermittelt. Die Umfärbung und Auswahl wurde auch hier anfangs von konfessionellen, später von weltanschaulichen Belangen bestimmt, nur daß die Verbote, gewisse deutsche

Bücher nach Ungarn einzuführen und hier zu verbreiten, diesmal nicht eine auswärtige Behörde, wie die Wiener Zensur, sondern meist die protestantischen Kirchen Ungarns selbst herausgaben. Diese Verbote betrafen anfangs religiöse, später wissenschaftliche Werke, erstreckten sich aber bald auch auf solche rein künstlerischer Art, auf »profane« Dichtungen, wie sie in den kirchlichen Verordnungen mit besonderer Betonung bezeichnet wurden. Ich erinnere hier nur an die Kirchenprozesse gegen die sog. Kryptokalvinisten am Ende des 16., gegen die ersten Anhänger des Pietismus zu Beginn des 18. Jahrhunderts, später an die leidenschaftlichen Auseinandersetzungen um die Aufklärungsphilosophie Wolffs, dann um die Gedankensysteme Kants, Fichtes und Hegels, die den kirchlichen Behörden immer wieder dazu Anlaß gaben, auch die Einführung anderer, in irgend einer Weise »gefährlich« scheinender Bücher in die ihre Fürsorge anvertrauten Gemeinden oder deren Lektüre streng zu verbieten und zu verfolgen. Als solche »gefährliche« Bücher galten z. B. Wielands Romane und poetische Erzählungen, nach dem Kampf gegen die Orthodoxie Lessings Schriften, Goethes »Werther« und Schillers Jugenddramen, die außer der Wiener Zensur auch kirchliche Verbote bekämpfen mußten, bis sie den Weg zu einem guten Teil des Ungartums fanden. Allerdings nahm man diese Verbote weniger ernst und gegen Ende des 18. Jahrhunderts gaben die kirchlichen Behörden den offenbar wenig erfolgreichen Kampf gegen gefährliche Bücher überhaupt auf.

Indessen sind mit dem Hinweis darauf, daß dem Ungartum deutsche Dichtung über Wien und die deutschen Universitätsstädte mit einer gewissen Auswahl und Umfärbung zugeführt wurde, nur die ersten Erkenntnisse gewonnen. Wesentlich ist immer zu bestimmen, aus welchen sozialen Schichten sich die Mittler ergaben. Die in Wien oder an den protestantischen Hochschulen des Altreiches studierenden Söhne der bürgerlichen Schicht oder des Bauernstandes bereiteten sich größtenteils zum Prediger- und Lehrerberuf vor. Für sie war Dichtung, soweit diese überhaupt in Betracht kam, zunächst eine Kunst, eine Art erlernbarer Fertigkeit, dann ein Erziehungsmittel, das ihrem Beruf dienstbar gemacht werden sollte. In dieser Absicht waren Volksdeutsche und Volksungarn völlig derselben Auffassung. Zuerst sehen wir diese Studierenden sich der deutschen Barockdichtung zuwenden, deren Mittel sie sich in ihren Predigten, Gesang-, Gebetbüchern und Erbauungsschriften bedienen. Die deutschen Barockdichter werden eifrig gelesen, persönliche Beziehungen werden zu ihnen angeknüpft, Briefe werden mit Opitz, Hofmannswaldau und Lohenstein gewechselt, um ihnen zunächst das Handwerksmäßige abzulauschen und abzugucken und dieses sich in der eigenen Berufstätigkeit zugute kommen zu lassen. Man darf diese erste Begegnung der deutschen Dichtung mit dem ungarischen Publikum keineswegs überschätzen. Das Wesentliche dabei ist, daß durch sie der Sinn für deutsche Dichtung überhaupt erschlossen wird und daß sich die Kenntnis deutscher Dichtung von dieser Schicht ausgehend auch in anderen sozialen Kreisen Ungarns, vor allem bei dem Adel und Hochadel verbreitet. Der Prediger- und Lehrerstand sucht in der deutschen Dichtung auch später immer wieder das Lehrhafte und Belehrende, das, was ihn in der Ausübung der eigenen Berufstätigkeit fördert. So wendet er sich mit besonderer Emp-

fänglichkeit der moralisierenden Aufklärungsdichtung zu: die Fabeln Gellerts, die Satiren Rabeners, Lehrgedichte heute kaum mehr gelesener Dichter werden zur Lieblingslektüre dieser bürgerlichen Schicht, und von ihr ausgehend der ganzen bildungsbedürftigen ungarischen Gesellschaft. Bezeichnend ist, daß der große ungarische Literaturreformator Franz von Kazinczy die Werke Lessings, Herders, Goethes und Schillers zuerst in der Arbeitsstube des evangelischen Predigers von Kassa erblickt und dieser dem jungen Mann erklärt, wie viel Nützliches, sittlich Veredelndes und Erhebendes in den Büchern jener Autoren zu finden sei. Von dieser bürgerlichen Schicht werden eben auch die höchsten Kunstwerke deutscher Dichtung als eine Art von Erbauungs- und Belehrungsschrifttum betrachtet und bewertet. Und die Prediger und Lehrer sind nicht nur begeisterte und empfängliche Leser, sondern auch eifrige Übersetzer, die auch durch ihre Übersetzertätigkeit Bildung verbreiten, belehren, dem Fortschritt dienen wollen. Fast in jedem Geleitwort der Übersetzung einer deutschen Dichtung wird namentlich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der fanatische Fortschrittsglaube der Aufklärung zum Ausdruck gebracht, die Belehrungstendenz betont. Ja, noch um 1835 übersetzt der Ästhetiker Johann Erdélyi in Berlin die »Ästhetischen Feldzüge« von Ludolf Wienbarg, diese Kampfschrift einer Sinnlichkeitslehre im Widerstreit mit romantisch-christlicher Transzendenz, in der Überzeugung ins Ungarische, daß er dadurch die ästhetische Kultur seines Volkes fördert; allerdings erkennt er selbst die Haltlosigkeit von Fortschrittsdokumenten dieser Art und läßt die Übersetzung unveröffentlicht.

Wie anders steht der ungarische adelige oder hochadelige Leser der deutschen Dichtung gegenüber, sei es, daß er diese durch Wien oder eine Universitätsstadt des Altreiches aufnimmt. Um Belehrung und Moral ist es ihm kaum zu tun, vielmehr sucht und findet er in der deutschen Dichtung Weltweite, die Spannungen einer galanten oder abenteuerreichen Geschichte, lebendiges Menschenschicksal, fesselnde Charaktere, geistvolle Plauderei, edle Menschlichkeit und hinter dem Werk die Macht einer ausgeprägten Dichterpersönlichkeit — kurz vor allem ästhetisch-künstlerische und menschliche Reize und Werte. Der Adel und Hochadel aber, der vom 17. Jahrhundert an in stets wachsender Anzahl — je nach der konfessionellen Zugehörigkeit — Wien und die Universitäten des Reiches besucht, tritt durch seinen Einfluß, durch seine gesellschaftliche Zugkraft in der Bekanntmachung und Verbreitung deutscher Dichter neben dem Prediger- und Lehrerstand immer mehr und mit einer Wirksamkeit hervor, daß er in literarischen Geschmacksfragen bald auch für diesen richtunggebend wird. Noch deutlicher erkennbar ist der Vorsprung dieses adeligen und hochadeligen Publikums in der Aufnahme deutscher Dichtung von der Aufklärungszeit an. Wir besitzen zuverlässige Verzeichnisse der Bestände adeliger und hochadeliger Büchereien; auch diese selbst sind zum guten Teil erhalten. Sie zeugen davon, daß z. B. die auffallend eifrige Lektüre der Romane Wielands, Hermes' oder der Sophie von Laroche in Ungarn, — die in diesen Büchereien oft in zahlreichen Exemplaren vorhanden waren — zunächst vom Adel und Hochadel ausgehend auch in andere Gesellschaftsschichten eindrang. Deutschland wird von der Mitte des 18. Jahrhunderts an überhaupt das Reisezielland

des bildungsbeflissenen ungarischen Edelmannes und Magnaten. Neben dem protestantischen reist nun auch der katholische Edelmann und Magnat nach Deutschland, oder trachtet mit dem deutschen Geistesleben in anderer Weise in Beziehung zu treten. Graf Johann Lázár bildet sich als Schüler Wolffs zum Philosophen heran, Baron Friedrich Podmaniczky ist einer der zahlreichen ungarischen Verehrer Gottscheds, der jüngere Bruder genießt mit seinem Lehrer Schelling und Schiller Goethes Gastfreundschaft. Das Schloß des Grafen Karl Johann Eszterházy im Waagtal ist eine Heimstätte des deutschen Klassizismus. Die meisten ungarischen Magnaten machen auch nach Weimar Bildungsreisen. Graf Alexius Bethlen wird bei seinem Besuch von Goethe mit schönen Doppelversen beschenkt und als Baron Nikolaus Wesselényi in Deutschland die Nachricht von Schillers Tod erhält, beginnt er eine Sammlung zu Gunsten der Wittve des Dichters, der sich zunächst seine ungarischen Magnatenfreunde anschließen. Der ungarische Hochadel pflegt eben die innigsten Beziehungen zu den führenden Gestalten der deutschen Bewegung; kein Wunder, daß er die deutsche Dichtung betreffend auch die literarische Geschmacksbildung entscheidend bestimmte.

Das Zusammenspiel dieser kulturellen und gesellschaftlichen Kräfte tritt uns besonders aufschlußreich in der Aufnahme der Dichtungen Goethes und Schillers entgegen. Mit Recht glauben wir aus der überreichen Fülle deutscher Dichter gerade diese zwei größten Gestalten herausgreifen zu dürfen. Wenn ein Ausländer an den deutschen Geist denkt, so taucht vor seinem geistigen Auge das Doppeldenkmal Goethes und Schillers auf. Es gibt wohl kaum eine andere große Dichtung, die so widerspruchslos »zugespitzt«, und — wenigstens für ferner Stehende — so gründlich verdichtet werden kann, wie die deutsche. Nicht als ob die deutsche Dichtung irgend einer anderen an mannigfaltigen Spitzenerscheinungen nachstünde. Allein das gleichzeitige Erscheinen von zwei so gewaltigen Dichterpersönlichkeiten, die trotz ihrer einzigartigen Größe auch dem Nicht-Deutschen zugänglich waren, hielt alle Völker von höherem Bildungsstreben dauernd im Banne.

Zunächst wird Goethe von seinem ungarischen Publikum als gewaltiger, unerreichbarer Sprachschöpfer und Spracherzieher gewertet und bewundert. Auch das geistige Ungarn ist ja um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts um die Hebung und Pflege seiner Sprache bemüht. Dann wird überhaupt das Erzieherische in Goethes Werk betont: Erziehung zur Form, Erziehung zur höheren Geistesbildung — das ist es, was man in Goethes Dichtungen zunächst zu finden glaubt. Es ist dies ein Goethebildnis vor allem der zum guten Teil in Deutschland studierten Angehörigen der bürgerlichen Schicht, das aber auch in den Kreis des im ungarischen Geistesleben führenden Adels eindringt. Bezeichnend dafür ist ein Brief der Frau Susi von Petróczy an Goethe vom 17. September 1826 aus dem Städtchen Lőcse* (Leutschau), in dem sie ein Drama ihres älteren Sohnes dem großen Erzieher zum Urteil vorlegt: »mein armes Vaterland . . . bedarf der Aufmunterung, in der Geistesbildung fleißig fortzuschreiten . . . und so lege ich meine Bekenntnisse wahr, frei, als eine freie

* Von Th. Thienemann in der schönen Reihe »Ewige Briefe als deutsch-ungarische Begegnungen« auch in unserer Zeitschrift veröffentlicht. Vgl. Februarheft 1943.

Ungarin dem größten Manne unserer Zeit nieder : möge sein liebeiches, menschenfreundliches Gemüt, das bis in diese weite Entfernung gedrunge ist, mein Mutterherz erreichen, und sein liebend Vaterherz sie nicht unverständlich lassen«. Wenn dagegen Goethe vom dem Ende der zwanziger Jahre an — das Zwischenspiel der goethefeindlichen Bewegung jungdeutscher Herkunft lassen wir hier außer Acht — bei dem ungarischen Publikum vor allem als großer Denker und tiefdringender Kenner der menschlichen Seele, schließlich aber als einzigartiger Mensch verehrt wird, der in unermüdlichem Bildungsdrang sein Leben selbst zum Kunstwerk gestaltete, so kommt hierin wieder das Urteil der höheren Stände zur Geltung, das auch für die bürgerlichen Kreise richtunggebend wird. Ich verweise hier nur auf die Aufzeichnungen des Barons Siegmund Kemény, eines der größten ungarischen Denker, über Goethe und den gleichzeitigen Goethekult im Freundeskreise um den Pester Rechtsanwalt Balthasar Elischer, der seine reiche Sammlung von Goethereliquien der Ungarischen Akademie der Wissenschaften vermacht. Doch so verschieden und einseitig auch das Urteil über den Dichter und sein Bildnis bei dem ungarischen Publikum sein mag : immer wieder ist es das Verlangen nach Offenheit, d. h. nach unbehelligtem Ausdruck einer gewaltigen und tiefen Persönlichkeit, das zur Lektüre seiner Dichtungen treibt. Es ist letzten Endes der sittliche Freiheitsdrang des Ungartums — ein Freiheitsdrang, für den freilich Menschenwürde und Selbstachtung ebenso kostbar sind wie Lebensfreude —, der in Goethes Dichtungen eine erhabene, künstlerisch vollendete Bestätigung findet.

Schiller tritt uns in Ungarn — in der bürgerlichen Schicht — zunächst als Kunder sittlich erhabener Lebensideale entgegen. Es ist fast befremdend, mit welch fieberhaftem Eifer seine Gedankenlyrik gelesen, in Briefen verbreitet, übersetzt, zitiert und immer wieder sentenziös ausgewertet wird. Bereits um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts gibt es keine dichterische Anthologie, in der seine Lyrik nicht mit wenigstens fünf-sechs Gedichten vertreten wäre. 1806 erscheint in Oedenburg eine reiche Sammlung von Gedichten Schillers in der Übertragung Franz Fiedlers, worauf sich gleich zwei andere Übersetzer melden, die sich gegenseitig und den Herausgeber der Sammlung des Plagiats beschuldigen und den Ruhm der ersten Übersetzung ausschließlich für sich in Anspruch nehmen wollen. Dann aber kommt der Dramatiker Schiller als Dichter der Freiheit und der heroischen Lebensform zur Geltung, eine Auffassung, die von den adeligen Kreisen ausgeht und die sich dann auch das Bürgertum zu eigen macht. (Bei Goethe kam die Bühne wegen der Bühnenfremdheit seiner reifen Dramatik in der Verbreitung seiner Dichtungen weniger in Betracht.) Schillers Dramen waren in der Tat dazu geeignet, das Ungartum in seinen ureigensten Neigungen zu bestätigen. Es fand in ihnen eine Kraftquelle, deren es in seinen nationalen Kämpfen besonders bedurfte : das »Soldatische«, heroische Ritterlichkeit und Disziplin und eine ideale Auffassung der Freiheit, die sich auf zuchtvolle Mannhaftigkeit und Menschlichkeit zu stützen und diese in Einklang zu bringen hat. Wie rührend schreibt der brave ungarische Soldat Eduard von Lakfalvy, ein früher Vertreter dieser Schillergemeinde, bereits in den neunziger Jahren aus Oedenburg an den Dichter, sein sehlichster Wunsch wäre, daß dieser

einmal einen ungarischen Freiheitskämpfer — etwa Rákóczi — in den Mittelpunkt eines seiner Dramen stellen möge; »dann beneidete ich« — heißt es in dem Brief — »Aeneas seinen Virgil nicht, nicht dem Achill seinen Homer, denn Schillers Geist ruhte über Ungarns Helden, der Geist, der Thäler zu Bergen umschafft, der uns mächtig anspornt, zu tun, was wir ewig unterlassen hätten«. — Das Bild Schillers als des Dichters der Freiheit und der heldischen Lebensform lebt in der ungarischen Öffentlichkeit im wesentlichen auch später ungetrübt fort. Bei der Eindeutigkeit seines Schaffens hat eben auch seine Persönlichkeit weniger Wandlungen durchzumachen, als die Goethes. Selbst wer sich kaum seiner Dramatik zuwendet, verehrt in ihm zunächst den Dichter der Freiheit und der heldischen Lebensform. Ein bezeichnendes Beispiel dafür ist der jüngst verstorbene Lyriker Paul Gulyás aus Debrecen, dessen kühnster, leider unerfüllt gebliebener Lebensraum es war, einmal mit einem Stipendium nach Deutschland zu reisen und dort das lyrische Gesamtwerk Schillers zu übersetzen.

All das, was wir hier über die Wege der deutschen Dichtung zum ungarischen Publikum, über die Art ihres Bekanntwerdens und ihrer Verbreitung aufgezeigt haben, gilt im großen und ganzen für die Zeit bis etwa um 1830. Um diese Zeit tritt in der Stellung des ungarischen Publikums zur deutschen Dichtung ein entscheidender Wandel ein. Er wird bestimmt durch die periodische Presse und das in dieser hervortretende Judentum. Diese sollen in der nächsten Schlußbetrachtung behandelt werden.

Schluß folgt

UNGARISCHER SOLDAT — UNGARISCHER DICHTER*

VON *vitéz* EUGEN CSIKÓS

Der Brief — die vertrauteste Mitteilung von Mensch zu Mensch — verrät immer mehr von der Seele, als ein anderes Schreiben welcher Art immer. Auch diese Briefe von sechs Jahrhunderten verraten mehr denn irgendwelche Urkunden von dem, was sich im Verlauf dieser Zeit zwischen dem ungarischen Himmel und dem ungarischen Boden ereignete.

Nehmen wir nur gleich das erste Stück dieser außergewöhnlichen Brieffolge: der ungemein feurige und schwärmerische Reisebericht des berühmten Mönches Julianus — der die Urheimat der Ungarn erforschen wollte — an den Papst, fesselt jeden Leser. Jeder, der in seiner Liebe zu Heimat und Volk erschüttert wäre, nehme diesen Brief vor. Der mächtige Glaube, der trotz einer gewissen rührenden Kindlichkeit das ganze Schreiben durchglüht, bezeugt unzweifelbar den geistvollen Menschen. Der Brief ist an den höchsten Herren der katholischen Welt gerichtet. Julianus schrieb ihn vielleicht in einer der späten Nachtstunden, da die Seele zur Beschaulichkeit neigt. Er berichtet auch von der Kampfweise der alten Ungarn, von den Erfahrungen seiner beschwerlichen Fahrt um die Jahre 1220. Schon war vielleicht auch das Öl in seinem Lämpchen ausgegangen, aber ein Feuer, eine Leidenschaft durchdringt seine Zeilen, die in der Liebe zu seinem Volk und zu seinem Werk gründen, und den Leser — der begierig ist zu wissen, woher die Ungarn kamen, wo ihre Urheimat war, und welche Sendung ihrer hier, in der Porta Culturae, als der östlichsten Bastei der abendländischen Kultur harrete — auch heute noch, nach siebenhundert Jahren einem elektrischen Strom gleich zündend durchzuckt.

In dieser wunderbaren Auslese von Briefen, mit der wir somit vor die ausländische Öffentlichkeit treten, handelt es sich um hervorragende Persönlichkeiten des Ungartums vom Arpadenkönig Béla IV. an bis auf Ludwig Kossuth, die nicht selten schicksalsbestimmend in die ungarische Geschichte eingriffen. Diese Briefe sind fast ausnahmslos Bekenntnisse über die Nation, die große Männer in Augenblicken der Ergriffenheit den ihnen Nahestehenden mitteilten. Sie erzählen mit einer tiefen und unmeßbaren Kraft eben in jenen Augenblicken, da sich die menschliche Seele durch ein entschlüpftes oder leicht hingeworfenes Wort, durch eine unerwartete oder rücksichtsvolle Wendung einem Freund, einem Magnaten oder gar einem der Herren der Welt offenbart und erschließt. Verschieden sind die Beweggründe, die zu diesen Briefen führten, verschieden der Ton, in dem sie abgefaßt sind. Unzählbar sind die Abarten der menschlichen

*Einleitung zu dem demnächst erscheinenden Werk »Ungarische Soldatenbriefe aus sechs Jahrhunderten« (Herausgegeben von Alexander Kozocsa, Danubia-Verlag, Budapest).

Ober- und Untergeordnetheit, die hier aus den Seelen leuchten, in jener Mannigfaltigkeit wie sie der Allmächtige seinen Auserwählten oder aber den Gottverlassenen verleiht. Wir werden hier zu Zeugen des Vertrauens und der Zuversicht, wie es bei keinem anderen Schriftwerk der Fall sein kann, bedient sich doch hier die gestaltende Kraft nur der Farben der Wirklichkeit, ohne aus der eigenen Vorstellungskraft zu schöpfen. Planmäßige Verzierungen, und die allgemein üblichen Kunstgriffe des Aufbaus, wie sie in Schrifttum und anderem Kunstschaffen gang und gäbe sind, fehlen diesen Briefen: sprechen doch hier die Tatsachen, die Wirklichkeit selber, so wie sie außergewöhnliche Persönlichkeiten erlebten und sahen. Die diese Briefe schrieben, wandten sich an jene, die ihnen vertraut waren, und niemals erfuhr die bedrängte Seele der Nation kennzeichnendere Offenbarungen, als es eben diese Zeilen sind. Diese Bekenntnisse, Auskünfte, Beschwerden und Klagen sprechen zu Menschen aller Art, verschiedener Gesellschaftsklassen, und verschiedenem Machtbereich. Es versteht sich von selbst, daß wir unter diesen Briefen auch solche finden, die an die Gattin gerichtet sind, hegt doch der Ungar zu niemandem größeres Vertrauen, als zu seiner Lebensgefährtin, die mit dem uralten ungarischen Wort »feleség« genannt wird, das heißt, diejenige ist, die dem Mann zur Hälfte — gleichermaßen in Freude und Leid — Gefährtin ist.

Es finden sich hier auch gewürzte Briefe; doch sind auch die durch und durch ungarisch, fesselnd und häufig von selten hohem geistigen Werte. Alle Briefe dieses Bandes verraten die ungarische Seele, als wäre ein jedes Schreiben ein gedungener Rechtsanwalt, der für das Ungartum einzustehen hat. So irgendwie steht es sogar um Johannes Hunyadi, dem zu seiner Zeit niemand als Feldherr ähnlich war; Nikolaus Zrinyi, dem an wildem und tatkräftigem Heldenmut vielleicht kein Sohn anderer Nationen gleichkam: er bürdete sich die Bekämpfung der Türken auf, ohne auf die Hilfe Europas rechnen zu können. Wir lernen hier auch Franz Kazinczy kennen, dessen Folgerichtigkeit und Einheitlichkeit als Führer des Schrifttums einzig dasteht. Es folgen einander Männer, wie Stefan Bocskay, Franz Rákóczi II, Emmerich Thököly, Andreas Hadik, Alexander Kisfaludy, Stefan Széchenyi, Johann Arany, Artur Görgey, Alexander Petöfi mit seinem väterlichen Freund, dem General Bem und Ludwig Kossuth.

Es ist dies ein großer und starker Stammbaum. Einer jeden Zeile entspringt ein Blatt der Wahrheit; der Stil dieser Briefe aber trägt den dreifachen Stempel der Wahrheit, Persönlichkeit und des Lebens an sich. Ein jedes dieser Schreiben ist in seiner Art etwas Eigenartiges, so daß der ganze Band überaus mannigfaltig ist. Die Briefe geben Kunde vom heimischen Himmel, heimischen Boden, und dem Ungarn, der mit Seele und Leib darin verankert ist. Blättern wir in diesem Band, so können wir ihn nicht aus der Hand legen, weil von einem jeden Brief eine geheimnisvolle Ausstrahlung der Größe des Briefschreibers ausgeht, die den Leser bannt. Einen besseren Anwalt, als es diese Briefe sind, könnte sich wohl keine Nation wählen.

SOZIALE GESETZGEBUNG IN UNGARN

VON LADISLAUS SZILÁGYI

II.*

Neben dem Schutz der Industriearbeit bildet der Schutz der landwirtschaftlichen Arbeiter den anderen Zweig des Arbeiterschutzes, der mit Rücksicht auf die große Anzahl der Agrarbevölkerung in Ungarn eine besondere Bedeutung hat.

In der ungarischen Gesetzgebung gibt es zahlreiche Verfügungen, die den Schutz der landwirtschaftlichen Arbeitnehmer bezwecken: der Arbeitgeber ist verpflichtet, darauf zu achten, daß sein Arbeiter durch eine Arbeit, die seine körperlichen Kräfte übersteigt oder seine Gesundheit gefährdet, nicht belastet werde; der Landwirt hat dafür zu sorgen, daß sein Arbeiter für die Nachtruhe genügend Zeit habe und am Sonntag entsprechende Arbeitspause erhalte. Auch Beschaffenheit und Menge der Lebensmittel des mit Verpflegung zu versorgenden landwirtschaftlichen Arbeiters sind gesetzlich geregelt.

Eine schwierige Frage in der landwirtschaftlichen Sozialpolitik ist indessen die Regelung der Arbeitszeit. Der Hauptfaktor der Erzeugung ist in der Landwirtschaft eben die Natur selbst, so daß sich der Mensch zunächst dieser anzupassen hat. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß es bisher noch nicht möglich war, die höchstzulässigen Arbeitszeiten in der Landwirtschaft festzusetzen.

Auf dem Gebiete des Lohnschutzes finden wir dagegen bereits bedeutende Verfügungen. Es ist verboten, den Lohn durch geistige Getränke zu ersetzen, ebenso die Arbeiter mit Anweisungen zu bezahlen oder sie zu verpflichten, bei bestimmten Personen einzukaufen. Der G. A. XXV v. J. 1923 ermöglicht bereits auch die amtliche Festsetzung der niedrigsten Tagelöhne und Akkordlöhne, obwohl es auf Grund dieses Gesetzartikels nur in sehr seltenen Fällen zur Festsetzung der Mindestlöhne kam. Der G. A. XV v. J. 1940 und die zur Durchführung dieses erlassene Verordnung Nr. 130.000/1940. F. M. des Ackerbauministers schuf zur Regelung der landwirtschaftlichen Mindestlöhne neue Grundlagen. Nach diesem Gesetz kann das Minimum eines landwirtschaftlichen Arbeitslohnes festgesetzt werden, im Sinne der Regierungsverordnung Nr. 1.520/1941 auch das Maximum. Die Festsetzung der Arbeitslöhne erfolgt durch die in den einzelnen Munizipien gebildeten städtischen bzw. Komitats-Ausschüsse für Arbeitslohnbestimmung. Diese sind verpflichtet, die durch den »Landesausschuß zur Bestimmung der landwirtschaftlichen Arbeitslöhne« festgelegten Leitsätze zu beachten; niedrigere Löhne als das Minimum, bzw. höhere als das Maximum dürfen nicht festgesetzt werden.

Bei der Aufhebung des Arbeitsverhältnisses der landwirtschaftlichen Arbeitnehmer kommen die sozialen Gesichtspunkte auch in der Fest-

* Vgl. Aprilheft 1944.

setzung der Kündigungszeiten zur Geltung, die auf die Weise geregelt sind, daß der Arbeiter genügend Zeit und Gelegenheit habe, sich eine neue Arbeitsstelle zu suchen. Dies sehen wir z. B. bei den landwirtschaftlichen Bediensteten, die eine Kündigungszeit von zwei Monaten haben (für den 1. April), wobei die Kündigung bis zum 1. Februar mitzuteilen ist, oder beim Schafhirt, dem gleichfalls eine Kündigungszeit von zwei Monaten zukommt, wobei die Kündigung auf den 1. Oktober bis zum 1. August mitzuteilen ist. Die Kündigungszeit der inneren Bediensteten oder Hausbediensteten beträgt sechs Wochen (in den Städten 15 Tage), doch kann die Kündigung stets nur am 1. des Monats erfolgen. Die Kündigungszeit des dipl. Gutsverwalters beträgt 1 Jahr, die des landwirtschaftlichen Beamten ohne Diplom ein halbes Jahr.

Die Gerichtsbarkeit in Streitfragen, die sich aus einem landwirtschaftlichen Arbeitsverhältnis ergeben, obliegt den Verwaltungsbehörden; die erste Instanz bildet die Verwaltungsbehörde ersten Grades (in den Gemeinden der Oberstuhlrichter, in Komitatsstädten der Bürgermeister, in Munizipalstädten der von dem Bürgermeister damit beauftragte Beamte), gegen deren Beschlüsse beim ersten Beamten des Munizipiums, sodann beim Ackerbauminister Berufung eingelegt werden kann, der unter Heranziehung eines aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern gebildeten Ausschusses entscheidet. Auf Anordnung des Ackerbauministers sind in den Munizipien, bezw. Bezirken von dem Obergespan betraute Rechtsanwälte tätig, die in den aus dem Arbeitsverhältnis sich ergebenden Streitfragen den Schutz der Interessen der armen Arbeiter unentgeltlich besorgen. Eine erwähnenswerte Einrichtung ist noch das im Ackerbaumministerium tätige Zentralbüro für Arbeiterschutz, das den Arbeitern in Streitfragen unentgeltlich zur Verfügung steht.

Auch innerhalb des landwirtschaftlichen Arbeiterschutzes beansprucht die Frage der Sozialversicherung einen besonderen Abschnitt. Die landwirtschaftliche Sozialversicherung in Ungarn gliedert sich z. Z. folgendermaßen: 1. Unfallversicherung der landwirtschaftlichen Arbeitnehmer; 2. Ruhegeldversicherung der Gutsverwalter und 3. die Altersversicherung der Arbeitnehmer. Alle drei Arten der Versicherung beruhen auf dem Grundsatz der Pflichtversicherung.

Über die Unfallversicherung der landwirtschaftlichen Arbeitnehmer verfügt der G. A. XVI v. J. 1920 und die diesen ergänzenden Rechtsatzungen. Die Versicherung gewährt Leistungen in Naturalien und in Bargeld, d. h. sie sorgt für die ärztliche Behandlung des Arbeiters, der einen Unfall erlitt, bis zu seiner vollständigen Genesung, trägt das Honorar des Arztes, die Kosten der Heilmittel und des Verbandzeuges sowie einer etwaigen Krankenhauspflege; schließlich gewährt sie dem durch Unfall arbeitsunfähig gewordenen Arbeiter auch Geldunterstützung. Die Familie des infolge eines Unfalles verstorbenen landwirtschaftlichen Arbeitnehmers erhält Bestattungsbeihilfe. Die Kosten der Versicherung werden aus den Beiträgen der Arbeitgeber und dem Zuschuß des Staates gedeckt.

Über die Pflichtversicherung der Gutsverwalter für Alter, Arbeitsunfähigkeit und Todesfall verfügt der G. A. XXXVI v. J. 1936. Die Versicherungsbeiträge trägt der Arbeitgeber, der indessen die Hälfte von den Zuwendungen des Gutsverwalters in Abzug bringen kann. Die Leistungen

der Versicherung sind Alters- oder Invalidenrente, Kinderzulage, Witwenrente und Erziehungsbeihilfe.

Die Alterspflichtversicherung der landwirtschaftlichen Arbeitnehmer erstreckt sich im Sinne des G. A. XII v. J. 1938 — mit gewissen Ausnahmen — auf die männlichen Arbeitnehmer in der Landwirtschaft zwischen 18 und 65 Jahren. Die finanzielle Deckung der Versicherung bilden die Beiträge der versicherten Arbeitnehmer, die Zuschüsse der Besitzer von Grundstücken, die unter Bodensteuer fallen, sowie des Staates und der Municipien. Der Arbeitgeber ist verpflichtet, die Beiträge — abweichend von den übrigen Versicherungsarten, bei denen die Entrichtung in Bargeld erfolgt — durch in das Versicherungsbuch des Arbeitnehmers einzuklebende Marken für landwirtschaftlichen Versicherung zu entrichten, doch kann er den vollen Betrag dieser vom Lohn des Arbeitnehmers in Abzug bringen. Die Leistungen der Alterspflichtversicherung sind Altersrente und Bestattungsbeihilfe. Anfangs standen sie nur den Versicherten selbst zu, der G. A. XVI v. J. 1939 aber dehnte das Recht auf diese auch auf die Witwen aus.

Die Erledigung sämtlicher Aufgaben der landwirtschaftlichen Gesellschaftsversicherung obliegt der Landes-Versicherungsanstalt für Landwirtschaft. Diese hat keine örtlichen Organe; die örtlichen Verwaltungsarbeiten besorgen die Gemeindevorstände.

Die Krankenversicherung der landwirtschaftlichen Arbeitnehmer ist in Ungarn z. Z. noch nicht geregelt. Den Mangel einer solchen Regelung zu mildern sind die Verfügungen über Krankenversorgungspflicht berufen. In dieser Hinsicht wird ein Unterschied gemacht zwischen dem landwirtschaftlichen Arbeiter und dem mit dem Arbeitnehm in einem engeren Verband stehenden Bediensteten. Für die ärztliche Behandlung und Verpflegung des landwirtschaftlichen Arbeiters zu sorgen ist der Arbeitgeber nur auf acht Tage und nur dann verpflichtet, wenn der Arbeitnehmer aus einer anderen Gemeinde stammt. Nach dem Ablauf der acht Tage und bei Arbeitern aus derselben Gemeinde obliegt die ärztliche Behandlung der allgemeinen Armenkrankenversorgung. Gegenüber den landwirtschaftlichen Bediensteten (Haus- und Hofgesinde) erstreckt sich die häusliche Krankenversorgungspflicht bereits auf 45 Tage; außerdem ist der Landwirt verpflichtet, auch der mit dem auf Grund eines Jahresvertrages bzw. dauernd angestellten Bediensteten zusammenlebenden Ehefrau und den in dessen Haushalt lebenden Kindern unter 12 Jahren häusliche Krankenpflege zuteil werden zu lassen. Die Arbeitslosenbeihilfe ist in der Landwirtschaft dieselbe, wie bei den Industriearbeitern.

Die Arbeitsvermittlung in der Landwirtschaft wird z. Z. durch die Verordnung des Ackerbauministers Nr. 200.600/1941. F. M. geregelt. Diese Verordnung verlieh den Organen der landwirtschaftlichen Arbeitsvermittlung den Charakter einer Behörde und steigerte die Wirksamkeit ihrer Tätigkeit durch die Einschaltung der den Landwirtschaftsinspektoren der Komitate zugeordneten Landwirtschaftsinspektoren, sowie durch die Modernisierung der Verfahren. Die Arbeitsvermittlung erfolgt auf der Oberstufe durch das Kön. Ung. Landesarbeitsvermittlungsamt für Landwirtschaft, auf der Mittelstufe durch die landwirtschaftlichen Arbeitsvermittlungsamter der Komitate, auf der Unterstufe aber durch die Ar-

beitsvermittlungsämtler der Gemeinden (Städte). Diese Organe erledigen die Angelegenheiten der Arbeitsvermittlung im Inland, halten die zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte, vor allem aber die Arbeitslosen in Evidenz und versehen schließlich die mit der Arbeitsbeschaffung im Ausland, insbesondere im Deutschen Reiche, verbundenen Aufgaben.

Neben den getrennt organisierten Arbeitsvermittlungsämtlern für Landwirtschaft und Industrie schufen der Ackerbau- und der Industrieminister zur Förderung der einheitlichen Arbeitseinsatzes — bis die Zusammenarbeit der Arbeitsvermittlungsorgane gesetzlich gesichert werden kann — durch die Verordnung Nr. 115.600/1942. F. M. und Ip. M. den Zentralausschuß für Arbeitsvermittlung. Aufgabe dieses ist, die mit der Arbeitsvermittlung in Landwirtschaft, Industrie, Bergbau und Hüttenbau verbundenen Fragen mit Aufmerksamkeit zu verfolgen und dem zuständigen Minister Vorschläge zu unterbreiten.

Auch für den Schutz der landwirtschaftlichen Arbeiter gilt, daß dieser nur dann zufriedenstellend sein kann, wenn ein entsprechendes Organ für die Einhaltung der Gesetze sorgt. Zu diesem Zweck schuf der G. A. XV v. J. 1940 den landwirtschaftlichen Arbeitsaufsichtsdienst. Die in jedem Komitat wirkenden landwirtschaftlichen Arbeitsaufsichtsbeamten überwachen die Einhaltung der Arbeitsschutzgesetze sowie der festgesetzten Mindest- und Höchstlöhne, bereiten die Regelung der Arbeitslöhne im Komitat vor, wirken bei dem Schutz der Interessen der landwirtschaftlichen Arbeitnehmer mit und erledigen schließlich als Organe der Mittelstufe die Angelegenheiten der Arbeitsvermittlung.

Zur entsprechenden Lösung einiger Fragen der landwirtschaftlichen Sozialpolitik schuf der Ackerbauminister durch die Verordnungen Nr. 541/1927, bzw. 3.360/1937. F. M. den Landesrat für Landwirtschaft; dieser besteht aus 36 Mitgliedern, die aus der Reihe der landwirtschaftlichen Interessenvertretungen, der Vertreter von Arbeitgebern und Arbeitnehmern sowie sonstigen Fachmännern gewählt werden.

III.

Aus unserer flüchtiger Übersicht ergibt sich, daß die ungarische Gesetzgebung die wichtigsten Zweige des Schutzes der Arbeiter in Landwirtschaft und Industrie mit besonderer Sorgfalt und unter weitgehender Berücksichtigung der Interessen der zu schützenden Bevölkerungsschichten regelt. Wie wir jedoch bereits eingangs erwähnten, bleibt die ungarische Sozialfürsorge nicht bei der Lösung der notwendigsten Aufgaben des Arbeiterschutzes stehen, sondern dehnt ihre Tätigkeit auch auf die geregelte Fürsorge breiter Volksschichten aus.

Zunächst zu nennen ist die mit dem öffentlichen Gesundheitswesen verbundene Tätigkeit des Staates. Der G. A. XVI v. J. 1876 über den Schutz der Gesundheit, der im Vergleich mit den damaligen Verhältnissen die Aufgaben auf dem Gebiete der allgemeinen Hygiene bereits großzügig regelte und vielen Ländern Europas zuvorkam, die in einer günstigeren Lage als Ungarn waren, sicherte die Entwicklung des öffentlichen Gesundheitswesens in vorbildlicher Weise. Bereits dieses Gesetz verfügt über die ärztliche Pflege unbemittelter Kranken, die durch die Verordnung Nr.

6.000/1931. neugeregelt wird. Danach erhalten zu Lasten des nach den direkten Steuern bemessenen Steuerzuschlages für Krankenpflege und Kinderschutz (16 v. H.) jene Unbemittelten unentgeltliche Krankenhauspflege und Heilbehandlung, die keine zahlungspflichtigen und zahlungsfähigen Angehörigen haben und nicht Mitglieder einer Gesellschaftsversicherungsanstalt sind. Hoch entwickelt ist in Ungarn die Mütter- und Säuglingsfürsorge. Die Säuglingsfürsorge wurde in Ungarn bis zum Jahre 1941 durch den 1915 gegründeten »Stefanie«-Landesverband versehen. Seine Aufgaben übernahm seit 1941 das »Grüne Kreuz«.

Die Einrichtung der »Grünkreuz«-Fürsorgerinnen ist auf dem Gebiete des ungarischen Gesundheitswesens von hervorragender Bedeutung. Die Grünkreuz-Fürsorgerinnen werden nach Erwerbung des Reifezeugnisses oder einer allgemeinen Bildung gleichen Grades in dem dreijährigen Kurs der Landesanstalt für öffentliche Gesundheit für die allgemeine soziale und hygienische, insbesondere aber für die Mütter- und Säuglingsfürsorge ausgebildet. Der Mittelpunkt ihrer Tätigkeit ist das in zahlreichen Dörfern erbaute Gesundheitsheim, das mit einem ärztlichen Ordinationszimmer, einem Liegeheim für tuberkulotische Kranke, Bad, Apotheke, Heilhilfsmitteln, verleihbaren Säuglingsausstattungen u. a. m. versehen ist. Die Grünkreuz-Fürsorgerinnen besuchen die ihrer Obhut anvertrauten Familien ständig, erteilen ihnen Aufklärung über gesunde Lebensweise und Ernährung, verfolgen die Entwicklung der Kinder mit Aufmerksamkeit, und treten, zwecks Vornahme entsprechender Verfügungen auf.

Auch für die Gesundheit, die körperliche und geistige Entwicklung der Kleinkinder tritt der Staat ein. Er errichtet Anstalten zur Kleinkinderpflege und macht den Besuch dieser jenen Familien zur Pflicht, die nicht in der Lage sind, über ihre Kleinkinder Aufsicht zu üben.

Auch für den Schutz der Waisen- und Findelkinder sorgt die Öffentlichkeit. Der Unterhalt der unbemittelten Waisen fällt den Gemeinden zu, wenn weder Verwandte, noch andere wohlthätige Personen oder Vereine für sie sorgen. Für die verlassenen Kinder errichtete der Staat Kinderheime, in denen die Findelkinder bis zu ihrem 15. Lebensjahre gepflegt und zu nützlichen Staatsbürgern erzogen werden.

Auch den Schutz der Schuljugend beachtet die Gesetzgebung. Sie sorgt dafür, daß ihr Gesundheitszustand durch die von Zeit zu Zeit vorgenommenen ärztlichen Untersuchungen überwacht werde, und achtet darauf, daß die Kraft der Schulkinder durch Broterwerb nicht übermäßig beansprucht werde, außerdem gewährt sie Schulgeldfreiheit, Förderungen und Beihilfen Kindern unmittelbarer Familien, die vorzüglichen Schulfortschritt bekunden. Mit der sozialen Fürsorge der Hochschulen verbunden ist die Tätigkeit der Beratungsanstalt für Hochschulstudien und Berufswahl, die 1928 gegründet, durch ihre Veröffentlichungen über die Voraussetzungen des Studiums an Universitäten und Hochschulen den Abiturienten wertvolle Auskünfte erteilt. Zur sozialen Fürsorge der Hochschuljugend wurden seit 1923 an den einzelnen Universitäten Studentenwohlhabtsbüros gegründet, die die soziale Lage der Studentenschaft stets mit Aufmerksamkeit verfolgen, den Studenten über die wichtigsten Lebensfragen Auskunft erteilen und ihnen Beihilfen für Kolleggelder, Prüfungsgebühren, Verpflegung, sowie ehrenwörtliche Geldanleihen gewähren.

Die Anstellung der aus den Hochschulen und Universitäten heraus tretenden Jugend war in der dem Zusammenbruch folgenden Zeit eines der schwierigsten sozialen Probleme. Zur Lösung dieses Problems wurde 1932 die »ÁDOB« (Landesausschuß der stellungslosen Diplomierten) gegründet, dann 1938 ein Regierungskommissar zur Führung der Angelegenheiten der geistigen Arbeitslosen ernannt. Dieser sorgte zunächst für die Anstellung der zahlreichen geistigen Arbeitslosen, und war sodann bestrebt, dahin zu wirken, daß das Interesse der Jugend für die wirtschaftlichen Berufszweige gesteigert werde. In bedeutender Weise wurde diese Arbeit durch das Judengesetz erleichtert, dessen Durchführung gleichfalls dem Regierungskommissar obliegt, ebenso wie die Führung des »NÖA«, des »Nationalen Existenzgründungsfonds«, der die Gründung neuer Firmen finanziell ermöglicht. Dieser Fond begann seine Arbeit mit 2,000.000 Pengő, wurde später auf den doppelten Betrag erhöht und hat bisher mehr als 2,000.000 jungen Ungarn die Gründung einer selbständigen Existenz gesichert, dadurch aber — in vollem Maße den an ihn geknüpften Hoffnungen entsprechend — in bedeutsamem Maße zur Begründung des neuen ungarischen Wirtschaftslebens beigetragen.

Ähnliche Zielsetzungen wie der »NÖA« hat auch der 1940 gegründete »Landesfond für Volks- und Familienschutz« zur Unterstützung der in ihrer Existenz bedrohten Personen und vor allem Familien. Das Gesetz über den »Landesfond für Volks- und Familienschutz« stellt die Arbeit zur sittlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Hebung der zunächst unterstützungsbedürftigen Volksschichten auf völlig neue Grundlagen. Im Sinne des Gesetzes sind die allgemeine Erhöhung des Lebensstandes, der soziale Ausgleich, die Förderung des Bevölkerungszuwachses, die Unterstützung kinderreicher Familien, die Steigerung des Kinderschutzes, die finanzielle Stärkung der in ihrem Unterhalt gefährdeten, zunächst mit Landwirtschaft beschäftigten Familien, vor allem durch Umsiedlung in eine günstigere Umgebung (Hauszuteilung) oder sonstige wirtschaftliche Beihilfe, gemeinnützige Genossenschaften, Erzeugungs- und Verwertungsanstalten und Unternehmungen durchzuführen. Zur Gründung dieses Fonds leistete der Staat einen bedeutenden Beitrag, so daß z. B. für das Jahr 1942 mindestens 46,000.000 Pengő zu diesem Zweck sichergestellt wurden.

Die Abwicklung der einschlägigen Verwaltungsarbeiten wird durch gemeinnützige Genossenschaften besorgt. Eine solche wirkt in jedem Munizipium (Komitat, Stadt), ferner dort, wo (in Komitatsstädten, Bezirken) die materiellen Voraussetzungen zu ihrer Tätigkeit vorhanden sind. Die mit dem Fond verbundenen behördlichen Aufgaben unteren Grades erfüllen die Oberstuhlrichter der Bezirke und die Bürgermeister der Komitatsstädte. Das mittlere Organ ist der erste Beamte des Munizipiums, der für die Vorbereitung des Sozialprogramms und des Kostenvoranschlages sorgt. In seinen Arbeitskreis gehört auch die Führung der Arbeit der auf dem Gebiete des Munizipiums tätigen Einrichtungen und die Überwachung ihrer Tätigkeit. Seine Mitarbeiter sind auf der behördlichen Linie der Wohlfahrtsreferent, auf der sozialen die Sozialfürsorger und auf der wirtschaftlichen der Geschäftsführer der gemeinnützigen Genossenschaft. Auf der Oberstufe steht der Direktionsausschuß, der u. a. das Arbeitsprogramm und den Kostenvoranschlag des Fonds vorbereitet, sowie das Soziale

Landesinspektorat, die die einschlägigen Verfügungen des Innenministers durchführt, die soziale Arbeit überwacht und die Satzungen und Geschäftspläne der gemeinnützigen Genossenschaften genehmigt. Die oberste Verwaltung des Fonds gehört in den Wirkungskreis des Innenministers.

Eine der schönsten Kundgebungen des im 19. Jahrhundert erwachenden sozialen Geistes war das 1901 gegründete Sozialmuseum in Ungarn, das die Regierung zu dem Zwecke schuf daß es »das zur richtigen Führung der Sozialpolitik erforderliche in- und ausländische Material sammle, aufarbeite, zugänglich mache und auf diesem Wege den Arbeiterschutz und dessen Einrichtungen verbreite und volkstümlich mache«. Indessen wurde später der Wirkungskreis des Museums erweitert, und damit auch sein Name geändert; es erhielt den Namen »Museum für soziales Gesundheitswesen«. Die wissenschaftliche Arbeit erstreckt sich hier auf die Sammlung wissenschaftlichen Materials, Veranstaltung von Ausstellungen und gemeinverständlichen sozialen Vorträgen, sowie auf Tagungen über soziale Fragen. Das Museum erteilt den einheimischen und ausländischen Organisationen, wissenschaftlichen Anstalten, Unternehmungen, Zeitungen, Firmen u. a. m. auf Fragen über verschiedene soziale Bewegungen, Lebensverhältnisse, Schutz der Arbeiter u. a. m. Auskunft.

Einen bedeutenden Teil der Sozialfürsorge bildet die entsprechende Sicherung des Wohnungsbedarfes der Bevölkerung. Auf diesem Gebiete sind die Verfügungen zur Regelung der Wohnungsverhältnisse der landwirtschaftlichen und der Industriearbeiterschaft wieder zu trennen.

Die Grundlage der Bestrebungen zur Besserung der Wohnungsverhältnisse der landwirtschaftlichen Bevölkerung bildet der G. A. XLVI v. J. 1907. Im Sinne dieses hat der Staat in den Voranschlag jährlich einen größeren Betrag aufzunehmen, um aus diesem den Bau von Häusern durch Munizipien und Ortsbehörden zu fördern. Den bedeutendsten Schritt zur Besserung der Wohnungsverhältnisse der landwirtschaftlichen Bevölkerung bildete indessen die auf Grund des G. A. XXXVI v. J. 1920 eingeleitete Hausstellenaktion, in deren Rahmen bis zum Jahre 1938 insgesamt 259.883 Hausstellen verteilt wurden. Noch wirksamer wurde der Erwerb von Hausstellen für unbemittelte Bevölkerungsschichten durch den G. A. IV v. J. 1940 gefördert, der bestimmte, daß der Grundbesitzer zur Überlassung von Grundstücken für Hausstellen verpflichtet werden kann, falls nach dem Urteil der Ortsbehörde der Bedarf von Hausstellen für wenigstens zehn Familien vorhanden ist. Zur Erbauung der Häuser wurde eine »Genossenschaft zum Bau von Dorfkleinwohnungen« gegründet, die den mit Hausstellen Bedachten eine Anleihe mit geringer Verzinsung und langer Zahlungsfrist gewährt. Diese Genossenschaft gewährte bis Ende des Jahres 1938 an 41.845 Familien Hausbauanleihen im Gesamtbetrag von Pengő 57,795.150; 1940 aber überschritt die Zahl der mit einer Anleihe bedachten Familien 50.000.

Mit der Sicherung des Wohnungsbedarfes der landwirtschaftlichen Bevölkerung hängt auch die Frage der Bodenreform zusammen. Auch auf diesem Gebiete brachte die ungarische Gesetzgebung die erforderlichen Arbeiten in Gang.

Die ungarische Bodenreform der Nachkriegszeit erstreckte sich bis zum Jahre 1938 von den 16,14 Millionen Katastraljoch umfassenden land-

wirtschaftlich nutzbarem Boden des Landes auf über $5/4$ Millionen Katalajoch (etwa $3/4$ Millionen Hektar). Im Rahmen der Reform wurde beinahe 420.000 Personen Land zugeteilt. Zur weiteren Verbesserung der Besitzverhältnisse wurde 1936 ein umfassendes Siedlungsgesetz gebracht, das berufen ist, außer den mit dem Siedlungswesen verbundenen wirtschaftlichen, sozialen und nationalpolitischen Problemen auch die günstigere räumliche Verteilung der Bevölkerung (durch Umsiedlung aus dichter bewohnten Gebieten in dünner besiedelte Gebiete) zu lösen.

In der Wohnungsversorgung der Industriearbeiterschaft stellten sich die ersten ernsteren Schwierigkeiten in Ungarn nach dem ersten Weltkrieg ein. Zur Bekämpfung dieser Schwierigkeiten waren die Behörden bestrebt das Tempo des Wohnungsbaues unter Gewährung verschiedener Begünstigungen zu steigern. Als Ergebnis dieser Bestrebungen erhöhte sich die Zahl der städtischen Wohnhäuser in der Zeit von 1920 bis 1930 von 254.196 auf 318.879. Der G. A. IX v. J. 1937 gewährt zwecks einer noch weitergehenden Steigerung des Wohnungsbaues für neue Häuser, die spätestens bis zum 31. Oktober 1941 durch die Hauptstadt und die OTI für die Unterbringung von Arbeitern und Beamten in wohnbaren Zustand gebracht werden, eine Steuerfreiheit auf vierzig Jahre. Zur Sicherung des Wohnungsbedarfes der Industriearbeiterschaft wirken einige Unternehmungen sowie die »Landes-Kreditgenossenschaft für Wohnbau« (LÁK) durch die Liquidierung entsprechender Anleihen erfolgreich mit. Die in den letzten Jahren erlassenen Verordnungen erleichtern die Möglichkeit der Kreditgewährung sowie Art und Weise ihrer Inanspruchnahme noch wirksamer.

Der ungarische Staat sorgt auch für die Wahrung der Interessen jener, die ihren höchsten staatsbürgerlichen Pflichten nachkommen. Verordnungen regeln für die zum Wehrdienst Eingezogenen die Weiterzahlung eines Teiles ihrer Gehälter, verhindern die Einleitung von Prozessen, schränken die Kündigung von Wohnungen weitgehend ein, setzen für die Familienangehörigen seitens den Gemeinden Familienbeihilfen fest, und schaffen Kameradschaftshilfen, die dafür sorgen, daß die Angelegenheiten der Eingezogenen schnellstens erledigt werden.

Gesellschaftliche Organe sorgen auch für die Eingezogenen selbst; besonders bedeutsame Ergebnisse können auf diesem Gebiete die innerhalb der verschiedenen Innungen gegründeten Hilfsdienste aufweisen, die dafür sorgen, daß die Werkstatt des eingezogenen Handwerkers weitergeführt werde.

*

Aus unserer flüchtigen Übersicht ergibt sich, daß die ungarische Gesetzgebung den sozialen Wünschen gegenüber viel Verständnis zeigt und bestrebt ist, diese unter Berücksichtigung der Tragfähigkeit des Landes, möglichst umfassend zu erfüllen. Die behandelten Einrichtungen berechtigen zur Hoffnung, daß sich das soziale Verständnis zum Wohl des Gesamtungarums und der Einzelnen in gesunder Richtung weiterentwickeln und die Forderungen unserer Zeit nach einer höheren sozialen Gerechtigkeit in hohem Maße erfüllen wird.

DIE STADT ÜBER DEM EICHENWALD

VON ANDREAS ILLÉS

Bis zu meinem zehnten Lebensjahr lebte ich wie in ein Versuchsröhrchen eingeschmolzen, — für mich allein, ohne andere Kinder zu kennen. Der sechste Tag der Schöpfung mag es also gewesen sein, als Wälder und Vögel den ersten Atemzug taten, es bereits Licht und Finsternis, Schrecknisse, Gefahren und Ahnungen gab, nur daß sich der Mensch noch nirgends zeigte. Ein richtiger, lebendiger Mensch in dieser Welt hätte nur ein Kind meinesgleichen sein können, und dieser Gefährte eben war es, den ich vermißte. Ich war ein geschwisterloser Knabe und wir lebten auf dem Lande. In jenem kaum zu findenden kleinen oberungarischen Dorf, dessen eigenartiger Name an einen der Wochentage gemahnt, und wo Johannes Zápolya eine Kapelle erbauen ließ, die in ihrer Schönheit und Einsamkeit ein eigenes Leben lebt, — in Csütörtök-hely.

Man liebte mich und behütete mich ängstlich. In das Glasröhrchen hatte man mit mir auch die in einander führenden Zimmer einer großen Wohnung, einen riesigen Obstgarten, den ein demütig untertäniges Bächlein durchfloß, den heißen Dunst und die Düfte des Heubodens mit eingeschlossen. An all dies erinnern sich meine Sinne so lebendig, wie an die nahen Wälder und an die Atemzüge der langen Wagenfahrten, die mir das Blut in die Wangen trieben.

Noch kannte ich die Buchstaben nicht, als in meiner weltfernen Welt das erste Wesen der Sagen erschien, auf breiten Tellerfüßen schwerfällig auf mich zuwankte, mich brummend anredete, mir Wabenhonig anbot, — ja er war es, der wetterprophezeiende Held des Maria-Lichtmeßtages, oder aber, wie ihn der ungarische Dichter nannte: Herr Mackó. Ich meinte, er käme hier aus dem nahen Wald, hinter einem Himbeerstrauch hervor. Ich saß zusammengekauert in einem großen Lehnstuhl, Mutter las mir laut vor; »verstehst Du?« — fragte sie zeitweise. Sicherlich muß ich recht verworrene Antworten gegeben haben, denn unermüdlich begann Mutter den Absatz von neuem. Und wie hätte ich doch den preißelbeerduftenden, nach Himbeeren schmeckenden Wald nicht verstanden, der kaum armweit von uns lebte, in den wir so oft hinfuhren, und dessen Zauber mich noch heute umstrickt.

Dieser Wald und dieser Zauber waren die Tátra. Ich lebte später in ihren abendlich erleuchteten Fremdenhöfen, sah ihre Seen, sah ihre Kurorte, Füred und Széplak, erging mich auf ihren Ausflugswegen, lauschte ihren Wasserfällen, — leerte alle Wohlgeschmäcke auf einen Zug, die die Sommer- und Wintergäste, Skifahrer, die sich Sonnenden, Tennisspielenden und Edelweißkaufenden billig erstehen konnten. Meine Tátra aber bleibt für alle Ewigkeit eine ganz andere Welt. Den Eltern des einsamen kleinen Knaben rieten die Ärzte, das schwächliche Kind möge sich so viel wie möglich im Freien aufhalten. So saß es denn häufig allein in dem leicht dahinrollenden Wagen, und der Kutscher führte es in jenen dunkelgrünen Dunst, in jenes Geknister der Nadel-

blätter, mit denen die Nadelwälder der Tátra ausgepolstert schienen. Es verlangte neben dem Kutscher auf dem Bock zu sitzen, und stieg dann, betäubt vom gleichmäßigen Hufschlag der Pferde, mit einem leichten Taumel in den Schläfen auf einem Seitenweg, der zu einer Rodung führte, vom Wagen. Der Kutscher aß seinen Speck, der kleine Knabe aber bog hochklopfenden Herzens das dichte Gezweig auseinander und rief leise den Helden seiner Bücher, indes sich seine Neugier erschrocken allen fernsten leisesten Geräuschen zuwandte. Doch wollte sich kein Wunder ereignen und der kleine Knabe wagte sich immer weiter waldeinwärts, so daß er zuweilen den Rückweg kaum mehr finden konnte. Dennoch traf er den abenteuerlichen Gefährten, den Brumbär mit den Tellerpfoten nicht. Nur der Wald war um ihn herum, eine unverseuchbare Einsamkeit und in seinem Mund die Bitterkeit der Nadelblätter, wie wenn wir jemanden lieben, der unserer Neigung nicht würdig ist.

Seither lernte ich auch andere Stillen und Einsamkeiten kennen: ich stand in der feingewebten Dunkelheit der Zápolya-Kapelle, die so dicht und grau war, wie der seidene Reiseschleier einer Frau. In diese Stille brachen die hohen, schmalen Fenster mit schreienden Flammen ein, mit blauen, roten, gelben, grünen. Die langen, schlanken, schiefen Lichtstreifen trafen gezückten Schwerklingen gleich zusammen. Das Taufbecken, Gesims, Orgel schienen aus einer zwiefachen Stofflosigkeit zusammengesetzt: aus Farben und Flügeln, und beide hoben mich rauschend in die Höhe empor. Noch erinnere ich mich des Taumels, der mich ergriff, wenn ich in die Kapelle geschlichen kam und vor den wenigen geschnitzten Holzbänken stillstand. Mir schwindelte vor der unendlichen Höhe, die ich über mir fühlte, vor den Lichtern, der seegrundtiefen Stille, die mich umgab, und vor der Wirklichkeit und Unwirklichkeit, daß es in den Boden versunken unter mir noch eine Kapelle gab.

Diese Zápolya-Kapelle in Csütörtökhely ist fast ein Kleinod der Baukunst, ein Wunderwerk ohnegleichen, der Sainte Chapelle in Paris gleich. Hier aber, auf dem Hügel bei Csütörtökhely ist diese architektonische Goldschmiedearbeit noch bedrückender: unbeschützt von Häusern, Menschenmaßen, einer uralten Kultur, wie sie das ungeheure Paris ist, steht die Kapelle da, sich zum Himmel erhebend, im freien Hauch der Berge und Wälder, am Treffpunkt von Landstraßen, Heerscharen und Kämpfen, in ihrer erhabenen Schönheit so wehrlos, wie eine Prinzessin, die sich aus einem Märchen Andersens hierher verirrt. Kaum einige Schritte davon mutete einen das massive, große, viereckige Minoritenkloster eher wie ein Gefängnis an. Wollte ich mich ein wenig fürchten, so schlich ich in die unterirdischen Gänge des Klosters, huschte auf den zweiten Stock, wo die Klosterzellen bereits leer standen, und in den dumpf widerhallenden Wendungen der Treppen Käuzchen hausten; sechs-acht Jahre alt, wie ich war, ahnte ich nicht, daß ich auf dem ausgekühlten unendlichen Lavafeld erbittert heißer Glaubenskriege stand.

In diesem stillen, nüchtern-massiven Minoritenkloster, das neben der schlanken Kapelle Zápolyas erbaut wurde, hielt der Generalstab der ungarischen Gegenreformation seine Sitzungen. Von hier aus wurde der Kampf gegen die starke evangelische Stadt, die Anhänger Luthers, die sich hinter die Basteien zurückzogen, gegen die Handel und Gewerbe treibende Stadt Lőcse (Leutschau) geleitet. Gegen den Nachbarn. Der Hügel von Daróc trennte die beiden Lager, die sich fast Aug in Auge gegenüberstanden, — bis sich schließlich die weiß-seidenen Marien-Standarten erhoben und die Magnaten mit den Dorfarmen, die auf

Gedeih und Verderben verbunden waren, zum Sturm gegen die Basteien führten, zum Kampf gegen den Glauben der reichen deutschen Bürgerheime.

Ob es wohl in diesem Kampfe einen Sieger gab? Schließlich gab es für Sieger und Besiegte hinter den erstürmten Mauern Raum genug. Es wurde zur Gewohnheit, daß zwei Bekenntnisse die Kirchen von Lócse stärkten und betreuten, Schätze für ihre Gotteshäuser sammelten. Nur das Minoritenkloster von Csütörtökhely wurde allmählich leer, stand alt und verdrießlich-düster auf dem Hügel oben, neben der spitzbogigen schlanken Kapelle, der die Zeit nichts anzuhaben vermochte.

Ich erblickte den fürchterlichen Nachbarn, die Stadt zum ersten Mal von einem Hügel, wie einst ihre Feinde. Indessen war ich nicht zu ihrer Eroberung ausgezogen, man führte mich wie einen Gefangenen. Einen Gefangenen der Schule, der Stadt. Als Diener einer fremden Ordnung, eines fremden Maßes, einer fremden Disziplin, nach zehn Jahren des Alleinseins und der Freiheit. Unser Wagen hielt am Hügel oben und ich blickte im Septemberlicht gespannt und beklommenen Herzens dem Feind in das Antlitz. Kirchtürme bohrten sich in die dunstige Höhe, klar und deutlich trat die alte Burgmauer hervor. Die ganze Stadt schien aus Stein zu bestehen, aus lauter Häusern, Ziegeldächern, Kirchen, Befestigungen und Basteien; nur in Siena sah ich viel später so viel Gestein. Diese Stadt ist auch nichts anderes als ein Siena Oberungarns.

Eine ketzerische Stadt. Nur Ketzer können also ihren alten Glauben verleugnen, das alte Gerippe, das verräterisch unter dem neuen Gewand hervorlugt. Diese Stadt war vor siebenhundert Jahren ein Eichenwald. Um auf dem niedrigen Hügel eine Stadt erbauen zu können, mußte ein dichter Wald gerodet werden. Allein in den Kellern blieben Wurzeln und Kloben zurück, — wer jemals in den Kellern dieser Stadt zu tun hatte, weiß, daß er auch heute noch in den zähen Gebeinen des toten, gerodeten Waldes stolpern kann.

Der Sage nach verdankt die Stadt ihren Namen dem Schrecken: »Leut schaut!« — so riefen sich die Stadt gründenden »Sachsen« zu, als sie es nach dem Tatarenzug mit einem neuen Wall, mit einer neuen Stadt versuchten, ängstlich nach den nahen Bergen spähend, ob nicht zurückkehrende Tataren zu sehen sind. Nein, die Tataren kehrten nicht zurück und die Städtegründer, ihre Söhne und Enkel konnten ihre Stadt hundert und aberhundert Jahre lang bauen. Die Stadt, die Feuersbrünste zerstörten, der Feind in Trümmern schoß, die göttliche Vorsehung zerstörte, damit ihre Bewohner das Bauen immer wieder von neuem beginnen könnten, immer schönere, bündigere, härtere Formen findend. Eine herrliche Stadt. Nicht Menschen waren es, die sie erbauten. Sie erstand im Laufe der Zeit, indem ihre Zellen sich teilten und wieder erneuten. Nicht Geschlechter arbeiteten an ihr: Zeitalter und Jahrhunderte waren es, die hier verschmolzen. Der Besucher bleibt vor einem der berühmteren Privathäuser stehen, um nur das Renaissancehaus der Thurzós zu nennen. Und wie er es betrachtet, befühlt, schmilzt aus dem Renaissancepalais der mittelalterliche Kern heraus: ein Torboden, ein Fenster, denn dieses Meisterwerk der Renaissance war einst ein Meisterwerk der Spitzbogenkunst. Und überall empfängt einen diese geheimnisvolle Verschmelzung. Chroniken bewahren das Gedenken an die vollkommene mittelalterliche Stadt, die Lócse einst war. Dann brannte sie nieder: zweimal, dreimal, sehr viele Male, und nur eine Mauer, ein halb verfallener Bogen, der leere Steinrahmen eines Tores blieben erhalten. Die sie eben bewohnten, erbauten aber die Stadt von neuem: sie bauten mit ihrem neuen Glauben und neuen Maß zu

dem erhaltenen Tor und Bogen ein neues Haus. Hier wurde nichts zerstört, immer nur gebaut. Von hier konnte man nicht durchgehen, hier mußte geblieben werden: es war das höchste Gesetz der Stadt, daß zur Zeit allgemeiner Not niemand die Mauern verlassen durfte. Dies war Sinn und Inhalt des Bürgerschwures. Wer sich aber zur Zeit der Not und Verheerung nicht daheim aufhielt, wer es für beßer hielt, das Ende des Kampfes in der Fremde abzuwarten, für den gab es keine Heimkehr mehr: sein Vermögen wurde beschlagnahmt. Dies ist das Gesetz echter Städtebauer. Nicht ein Gesetz für Menschen, vielmehr das Kennzeichen des Adels dieser Stadt. Man begann den Grundbau der St. Jakobskirche, der größten Kirche der Stadt am Ende des 13. Jh.-s und beendete sie am Ausgang des 14. Jh.-s. Hundert Jahre baute man daran: fast Zelle an Zelle, und da die hundert Jahre um waren, begann man die Kirche zu bereichern und auszubauen. Die Familie der Thurzó hatte hier ihre Grabstätte. Die Kirche gemahnt an Matthias Hunyadi. Die Aussätzigen erhielten hier eine neue Kapelle, das Heiligtum neue Wandgemälde. Graf Nikolaus Csáky ließ einen Altar errichten, der Patrizier Nikolaus Cramer eine wunderbare Kanzel, wieder ein anderer stellte ein Taufbecken, der Rat Betstühle. Wie viele Altäre die Kirche hat? Erinnere ich mich recht, so sind es ihrer zwölf. Vielleicht, daß sich die Leute gegenseitig nicht achteten und in Ehren hielten. Was sie aber erbauten, das hielten sie hoch. Diese reiche wunderbare Kirche war 150 Jahre hindurch in den Händen der Lutherischen. Und wie diese während der anderthalb Jahrhunderte alles unberührt ließen, hielten auch die siegreich zurückkehrenden Katholiken das Überkommene in Ehren: sie ließen die Schöpfungen und Grabmäler der Lutherischen in der Kirche unberührt. Diese Stadt eignete sich höchste Zucht und Ordnung an, jenes Gebot, das für den Menschen fast untragbar scheint: das Gesetz der Gemeinschaft, des Zusammenlebens.

Acht Jahre hindurch lernte auch ich diese Lebensform: die Disziplin des Lebens in der Stadt. Ich war Gefangener. Doch muß ich gestehen, daß ich zuweilen ein jubelnder Gefangener war. Mein Leben behütete ein anderes Gotteshaus, nicht das Meisterwerk auf der Runde. Diese andere Kirche war für zehnfünfzehnjährige junge Herzen geschaffen, — die alte Kirche des Gymnasiums in der Basteimauer. Die eine Seite, d. h. der eine Turm war in die Basteimauer eingebaut, an die der Feind seine Sturmleitern gelehnt hatte. Schon hatte die Stadt seit geraumer Zeit niemand belagert, aber die dicken Mauern blieben bestehen, die rauchgeschwärtzten Bogenwölbungen, die runden Steine des Fußbodens, ein lebendiges, seelenvolles, hageres Gebäude: eine harte, kämpferische, sittlich makellose Persönlichkeit. Wie grimmig kalt die Kirche war, wenn wir an harten Wintermorgen vor dem Unterricht hier zusammenkamen, um die Hilfe des heiligen Geistes zu erleben, fast wollte das ewige Licht aufflackernd erlöschen, die Holzstatuen bekamen Sprünge, und zweihundert kleine Schüler steckten — einer Herde erschrockener Schafe gleich — die Köpfe zusammen.

Hier aber stellte es sich heraus, wie triumphierend und schallend das vor Kälte zitternde Herz singen kann; die Schritte der Kommunikanten dröhnten, wie die einer Patrouille. Unvergesslich ist die Stimme der Ministrantenglößchen, bei deren schrillum Klang uns unsere Lehrer zum Sturm auf die Basteien, zu den Pechkesseln hätten führen können.

Acht Jahre bemutterte mich diese strenge, knochige Kirche mit ihrem Weihrauch- und Schießpulvergeruch. Ich saß in all ihren Bänken, von den ersten bis zu den letzten: hier kauerte ich als kleines Studentlein, von hier aus

zog ich in den Kampf der letzten Prüfungen. Ich weiß nicht, ob mir jemals ein Gotteshaus so lieb sein wird, wie dieser alte, kampflustige Freund. Es war eine herrliche Kirche! In alten Zeiten stärkten Kanonenkugeln ihre Mauern, dann baute sich die Jugend mehrerer Geschlechter zwischen ihre Steine ein. Einem alten Mönch gleich führte sie uns kleine Studenten. Ein unerbittlich harter, unvergeßlicher Freund. Er hielt uns fest, daß die Knochen krachten, aber in heißen Lateinstunden meinten wir seine Stimme zu hören, wie er uns die Aufgabe vorsagte.

Ob wohl die ganze Stadt so streng und hart war? Nein, es war eine echte Bürgerstadt: klug und reich. Für ihre Treue erhielt sie von Königen das Stapelrecht. Zwischen Polen und dem ungarischen Tiefland war sie es, die die Waren verzollte und dabei reich wurde. Als ich in ihr lebte, gehörte dieses alte Recht längst der Vergangenheit an. Aber da schien sich die Stadt eines andern Rechtes bemächtigt zu haben. Sie wurde die Stadt der Ämter, die in ihren Knochen statt Mark Ämter hatte: die Verwaltung, Finanz-, Bau-, Stuhlrichteramt, alle Komitats- und städtischen Ämter, Gericht, Gymnasien, Realschulen fast in unabsehbarer Reihe. Doch gab es auch Ämter, die nicht bekleidet waren, um nur das Amt des Scharfrichters zu nennen. Hundert und aberhundert Jahre hindurch hielt die Stadt einen Scharfrichter, denn sie besaß das Recht über Leben und Tod zu entscheiden. Doch war es ein sanftes, bürgerliches Henkerschwert, ein barmherziges Ding, dem es um Leib und Seele des Opfers gelegen war. Noch ist im städtischen Museum das Henkerschwert, mit dem 1850 die letzte Todesstrafe vollzogen wurde, zu sehen; sie trägt die Inschrift: »Wann ich dies Schwert tue aufheben . . . so wünsche ich dem armen Sünder das ewige Leben.« Das Rechtswesen der Stadt kannte den grundlegenden Unterschied, der zwischen Mensch und Mensch besteht und richtete sich danach. Die Unzuchttreibenden wurden z. B. bereits im Mittelalter streng bestraft. Die unehelichen jungen Paare wurden mit einem Strohkranz auf dem Haupt an den Schandpfahl gebunden und schließlich aus der Stadt getrieben. Aber auch das vornehme Bürgermädchen, das sich diese Sünde zuschulden kommen ließ, wurde bestraft: es mußte am Sonntag vor die Bankreihen der Gläubigen niederknien, der Mann aber wurde zu einer Geldstrafe verurteilt. Diese geschichtliche Stadt war ein bürgerliches Meisterwerk. Auch vor dem Würfel- und Kartenspiel bewahrten die Einwohnerschaft die Gesetze der Renaissancezeit. Ein Bürger der Stadt durfte nie mehr Geld verlieren, als er eben bei sich hatte, höchstens noch sein abgetragenes Kleid. Sein Vermögen, sein Weib, Haus und anderes Gut durfte er beim Würfeln niemals verspielen.

Das Versuchsröhrchen, das luftdicht verschlossen war, zersprang: ich lebte in der Stadt. Es war eine richtige Stadt. Klug, umsichtig und schön, einst auch wohlhabend. An Sonntagen kamen meine Eltern mit dem Wagen angefahren und wir speisten im Speisesaal des Kasino. Als ich 1924 »Die Lerche« von Kosztolányi las, drang eine heiße Flut auf mich ein: Ákos Vajkay, der Held des Romans aß im Kasino von Sárszeg Kalbsbrust, Vaniliennudeln, Kesselgulyás, wie ich in der Stadt, in Gesellschaft der gleichen Herren, an gleichen Tischen. Kosztolányi war vielleicht niemals in Leutschau, seine »Lerche« aber, der Speisesaal des Kasino, das Theater, — all dies könnte der Roman meiner Jugend sein. Und noch eine Bedrängnis meines Herzens möchte ich erzählen: so oft ich die Kurzgeschichte von Michael Babits »Die Weihnachtsmadonna« lese, ergehe ich mich in Gedanken stets in der St. Jakobskirche: es ist Weihnacht, der Mond-

schein durchspinnt das Innere der Kirche, leise Musik ertönt, während ich mit Ritter Arthur auf dem Kronleuchter über der fürchterlichen Tiefe hin und herbaumle.

Ich liebte Leutschau sehr. Vierundzwanzig Jahre sind es her, daß ich die Stadt meiner Jugend nicht sah. Ich liebte den großen Lehrmeister mit der nie vergehenden Wehmut des bösen Schülers, war ich doch in der Tat einer seiner schwachen Schüler. Ich wurde nicht zum Städter. Nicht einmal acht Jahre harter Zucht vermochten es, mich dazu zu machen . . . Meine Sinne, meine Lunge, mein Herz lieben auch heute noch nur das, was außerhalb der Stadt zu finden ist, die freie Luft, den hohen Himmel über mir, den Wald, das Meer, die Dämmerung, den Regen, das Licht, — ich bin eben kein geselliges Wesen, ich liebe es, allein zu sein.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

EIN UNGARISCHES ABENDESSEN

VON GYULA KRÚDY

Alvinczi füllte zunächst eines der Kristallgläser. Ein uralter Ausbruch aus den Máder Kellereien Franz Josefs war in der Flasche.

»Ein Glas auf das Wohl des Vaterlandes« — sagte Alvinczi und leerte das Gläschen.

Nach der Suppe wurde in altdeutschen Krügen Bier serviert, obwohl diesen niemand kostete. (Ein richtiger ungarischer Herr trank damals noch kein Bier.)

Die Handhabung der Gläser übernahm dann ein ungarischer Husar in roter Hose und goldgeschnürter Attila, der mit leisem Sporenklingen hinter dem Rücken der Herren umherging. Er goß in die Gläser aus dem Saft von Badacsony, aus dem Gold von Szerednye und aus dem schweren Samorodner; Moutor Rothschild und »das Blut des Papstes« setzten die Reihe fort, bis schließlich Doppel-Poméry in den Kristallen auf dem weißlichen, säuerlichen Schaum spielte.

Vergessen wir aber auch der Speisen nicht, zu denen die Gäste Alvinczis diese Getränke nach einer regelrechten Etikette verzehrt haben.

Aldschi, der die Prozesse Alvinczis führte, war früher Anwalt des Komitates Zemplén, und wischte bei den Tischen von Provinzkurien seinen Mund und seinen von Essen und Trinken glänzenden Schnurrbart recht oft ab; das irdene Geschirr, das aus der Küche hereingebracht wurde, empfing er mit einem dumpfen Knurren.

»Ferkel« — sagte er. — »Kleiner, kraushaariger Ferkel«.

Sonst hatte er nichts zu sagen, denn er steckte seine Nase gleich in den Teller. Die Füßchen, das Schwänzchen, die Leber und die Milz des Ferkels bereiteten in der zitronen- und rahmgehaltigen Suppe großes Vergnügen. Ein Sachverständiger hätte wissen können, daß nichts aus dem so wichtigen Gericht fehlte, das in der ungarischen Küche einst eine führende Rolle hatte. Leider änderten sich die Zeiten seit den Reisen Alvinczis; die Suppe verlor bei den ungarischen Tischen immer mehr von ihrer Bedeutung, die Hausfrauen wurden sparsam. Es ist nicht mehr Mode, die Sympathie durch eine eigenhändig bereitete Gulyasuppe mit Lungenbratenfleisch zu verraten, obwohl früher in Ungarn ein Abendessen von Rang niemals ohne Suppe begann. Es gab unvergeßliche Suppen, die aus Huhn, Schweinefleisch und Rind gekocht wurden, und die Frau, die sie kochte, wurde aus einer fernen Stadt herbeigeholt. Die Menge der Knochen, des Grünzeugs, des Gewürzes bildete eine Wissenschaft für sich. Die beste Suppe wurde im Lande für Franz Josef gekocht. Ihm folgte gleich Alvinczi.

Nun erschienen die kennzeichnenden Fischschüsseln auf dem Horizont.

Aldschi wischte von seinem Schnurrbart noch die Reste der Suppe ab, nahm einen Knochen von seinem Teller und biß in ein papriziertes Weißbrotstück, als der Fisch unerwartet erschien: ein kalter Aal.

Der Rechtsbeirat machte ein besorgtes Gesicht:

»Ob der geschmolzene Aspik stets herumgerührt wurde, bis man ihn dem Fisch beigegeben hat?«

Der Aal schwieg, da er erfroren war.

Aldschi schüttelte sein Haupt düster, bis er dem Fisch zulangte. Allmählich aber machte er runde Augen und gab zufriedene Knurrllaute von sich. Dann sagte er leise, fast wie für sich :

»Der Fisch will schwimmen«.

Worauf der Husar dem Advokaten mit Soda gemischten Wein reichte, der das Glas mit einem Zuge austrank. (Aldschi's Privileg war, daß er während des Essens stets den gleichen, leichten Gartenwein mit Sodawasser trinken durfte, da dies nach seiner Meinung dem Rachen am besten bekommt. Der hellgrüne Wein wurde in einer Paráder Flasche serviert. Dem Gartenwein entsagte er nur dem französischen Champagner zuliebe.)

Nun kam ein Käsepudding auf den Tisch.

Aldschi hielt einen mächtigen Zahnstocher im Mund. Er kaufte die Zahnstocher immer persönlich, weil er den aus weichem Tannenholz gefertigten Zahnstocher nicht leiden konnte ; er war ein Anhänger des Hartholzes, mit dem er wie mit einer Lanze zwischen seine mächtigen Zähne stach. In der hinteren Tasche seines Salonrocks befand sich stets ein Packet Zahnstocher, eine Dose Magenpulver und Seidenpapier, weil er sich nur darein schneuzen konnte.

Er schrie den Pudding in der Art eines Untersuchungsrichters an :

»Angeklagter, warst du eine Stunde eingesperrt?«

Frau Enyingi, die zuweilen im Geheimen lauschte, ob den Herren das Gekochte auch schmeckt, schrie in ihrem Versteck laut auf :

»Ich selbst habe den Pudding gedünstet«.

»Dann ist es in Ordnung« — antwortete Aldschi.

Alvinczi blickte dem Versteck mißbilligend zu. Das Gesinde muß in respektvoller Entfernung gehalten werden.

»Der Platz der Köchin ist in der Küche« — murmelte er.

Nach der Käsespeise trank der Advokat zwei Glas aus dem entsprechend gekühlten Wein, während Alvinczi seinen Durst mit ganz wenig Rotwein stillte, der in Avignon blühte und aus dem Keller eines englischen Lords stammte.

Nun flog der Fasan, Rotwein blutend und zwischen Kastanieneiern herein.

»Ein Vogel!« — polterte Aldschi. — »Der Vogel ist keine ernste Sache«.

Nach dem Fasan zernagte der Rechtsbeirat fast einen Zahnstocher. Er liebte in Dingen des Essens keinen Scherz.

Endlich erschien der König des Nachtmahls, der Nierenbraten in Butterteig, wie er einst dem Thronfolger Rudolf von der einwandfreiesten Köchin bei den Görgényer Jagden gebraten wurde. Im Sonnenschein der Großen Tiefebene sieht man die gemästetem weißen Ochsen, deren Fleisch nach Wien geliefert wird ; in Preßburg bleibt der Zug eine Minute stehen, der den Liebhaber der Suppe nicht einmal von Pest nach Wien führt, auf die Etage in der Kärntnerstraße, wo das beste Rindfleisch der Monarchie verspeist wird.

»Das ist was für Männer!« — schrie der Rechtsgelehrte auf, und wetzte sein Messer selbstvergessen am Brot. — »Ich weiß nur nicht, ob der Teig dreimal gedreht wurde?«

Dann nahm er die Salate in Augenschein — den Fasan schätzte er nicht so hoch ein, daß er dazu Salat gegessen hätte. Lebhaft begrüßte er den mit Tartarsauce begossenen Bohnensalat, nickte dem mit Estragon gemischten grünen Kopfsalat zu, während er den mit Kraut gefüllten Paprika ermattet fragte, ob er wohl zweimal gesotten wurde?

Hienach traf Aldzsi der beim Nachtmahl gewohnte Unfall.

Er bemerkte am Tischende die kleinen, haselnußgroßen Paprikaschoten, die gleichsam vom inneren Feuer glühen. Der Anwalt wußte nur zu gut, was die Folge seiner Tat sein wird, immerhin verschlang er mit großem Entschluß die feuerrotteste Paprikaschote. Bald hörte man verzweifeltes Keuchen und Stöhnen von der Stelle, wo Aldzsi Platz nahm. Seine Augen wurden tränenüberschwemmt, sein Gesicht verzerrte sich, minutenlang wälzte er sich wortlos und in schmerzhafter Pein auf seinem Stuhl, als Opfer und glücklicher Märtyrer des haushälterischen Könnens der Frau Enyingi. Worauf er seinerseits das Nachtmahl eigentlich auch beendete. Er verschlang noch einige Krapfen, weil der Kalender auf Fasching wies, und kostete, betrübt über sein ungezogenes Benehmen mit der Paprikaschote, einen gewissen Schafkäse. Unterdessen füllte Alvinczi die mächtigen Humpen mit französischem Wein und erlaubte, daß jeder Anwesende das Glas an seinen Pokal stosse.

»Auf die schönen Frauen!« — sagte er mit ungewohnter Lebhaftigkeit. Seit fünfzig Jahren war dies seine Gewohnheit.

Nachdem der schwarze Kaffee mit verschiedenen Focking- und Bolschnäpsen, mit einigen englischen Erzeugnissen, mit Cherry-Brandy, mit ungarischem Weichselsaft und Kecskeméter Aprikosenschnaps gemengt wurde, fand die Zusammenkunft ihr Ende.

OSZK

DAS MEERAUGE

VON DESIDER KOSZTOLÁNYI

— Du, — sagte die Frau unvermittelt und blieb auf dem Bergpfad stehen. — Erinnerst du dich? Hier gab es damals etwas.

— Ja, ich erinnere mich, — antwortete der Mann.

Beider Augen weiteten sich, als blickten sie zurück, bestaunten eine Erinnerung und sehen dasselbe.

— Ein Gasthaus — fuhr die Frau überschwenglich fort. — Ein prächtiges, strahlendes, europäisches Restaurant. Und eine große, große Glasveranda. Und eine Glastür, eine riesige Glastür.

— Ja — sagte der Mann. — Wir haben einmal dort gefrühstückt. Man sah auf das Meerauge. Aber das Gebäude befindet sich höher. Auf dem Berggipfel.

Sie waren vor zwanzig Jahren hier gewesen.

Langsam steigen sie den Berg hinan zwischen den blauenden Trauben, um das Haus zu suchen.

Oben auf dem Berggipfel stand tatsächlich ein Gebäude: ein zweistöckhohes, grau getünchtes Haus. An der Ecke befand sich eine Art Delikatessensladen oder Imbisshalle, wo man kaltes Brathuhn, Himbeersaft, Obst kaufen konnte. Den Laden erkannten sie.

Sie traten durch das Hintertor ein. Durch die dunklen Korridore hin und her irrend, gelangten sie endlich auf die sonnenhelle Veranda hinaus, auf die Glasveranda, von wo aus das Meerauge zu sehen war.

— Das ist sie nicht, — stellte die Frau sofort fest. — Sie war größer, viel größer.

— Größer und schöner, — fügte der Mann hinzu.

Auf der Glasveranda aßen und tranken einige Gäste, schrieben Ansichtskarten, Ausflügler mit Rucksäcken.

Sie sprachen den alten Kellner an:

— Gibt es hier nicht noch eine andere Veranda?

— Nein.

— Sollte sie das sein? — Frau und Mann sahen einander erstaunt an.

— Etwas ist hier anders geworden. Sagen sie, bitte, wurde hier inzwischen etwas umgebaut?

— Nein.

— Fast unglaublich. War das hier immer so?

— Ja.

Jedenfalls setzten sie sich an einen Tisch. Sie bestellten Eis. Als der Kellner das Eis brachte, fragten sie ihn weiter aus.

— Und wo ist die Glastür, die riesige Glastür? — und sie zeigten mit ihren Händen und Armen, wie riesengroß sie sei.

— Hier gibt es nur eine Glastür — antwortete der Kellner. — Die da — er zeigte auf sie.

Sie saßen ihr gerade gegenüber.

— Sonderbar — stellten sie staunend fest. — Wir haben sie gar nicht bemerkt.

Es war eine Glastür, wacklig, abgenützt, und mit winzigen Fensterscheiben, die von geschmacklosen, grügestrichenen Eisengittern eingerahmt waren.

Sie starrten sie gequält an, denn diese Verschiebung der Perspektive schmerzte sie im wahrsten Sinne des Wortes. Wie ein Traumbild starrten sie die Glastür an, wie ihre Jugend starrten sie sie an. Sie erkannten sie nicht. Sie untersuchten, wohin sie führte, wohin man durch sie erlange.

— Ausgeschlossen, — erklärte die Frau störrisch. — Ganz ausgeschlossen.

— Sie wird es schon sein, — meinte der Mann. — Man, weißt du, erlebt Enttäuschungen.

Nun lächelte sie darüber, wie schön, wie wundervoll, wie märchenhaft schön sie all dies hier einst, vor zwanzig Jahren, gesehen hatten. Sie lachten über ihre einstige Torheit, über ihre einstige Unerfahrenheit.

— Selbst unsere Glastür zu Hause ist größer, — stellte der Mann fest. — Viel größer.

— Größer und schöner, — fügte die Frau hinzu.

Sie löffelte ihr Eis aus. Sie sprachen nicht, sie schwiegen.

Plötzlich fühlten beide, daß sie gealtert waren. Es gab keine Selbsttäuschung, keine Blendung mehr, mit denen die Dinge beschönigt werden konnten. Alles war, wie es war. Von nun ab können sie nur noch von der Welt etwas erwarten. Von sich selbst nichts. Aber was kann die Welt ihnen geben? Höchstens eine so dürftige, nicht einmal ganz saubere Glastür. Das Leben war vergangen.

Die Frau nahm ihren Taschenspiegel hervor. Sie betrachtete darin stumm ihr Gesicht. Auf der Stirne entdeckte sie um die Augen Falten, bisher unbekannte Falten. Sie war blaß und müde und färbte sich die Lippen nach.

Der Mann, der ein Dichter war, blickte hinaus. Er betrachtete das Meer, das eiskalte, Schauer saugende, tintenschwarze Wasser des Meerauges, auf dem ein einziger blutroter Stahlkahn schaukelte.

Er kniff zornig die Augen zusammen und dachte wie stets, wenn er ärgerlich war, an seinen einzigen Trost: an seine Arbeit, sein Handwerk.

— Schau, — sprach er zur Frau. — Ich verabscheue eigentlich jene, die von der Literaturgeschichte, offenbar auf Grund eines blinden Mißverständnisses, als »große Dichter« bezeichnet werden. Diese tragen meist alles wahllos zusammen, prophezeien, predigen, brüllen, donnern wie das Meer. Sie sind so unfruchtbar, so ungenießbar wie das Meer. Glaube mir, das Wenige ist mehr. Um wie viel mehr bedeutet doch das Vollkommene, wenn es auch nur ein Quentchen ist. Hörst du mir zu?

— Selbstverständlich, — antwortete die Frau nickend, obgleich sie überhaupt nicht zuhörte, da sie noch immer unzufrieden in den Spiegel blickte.

— Weißt du was? — fuhr der Mann fort, der seinerseits auf die Frau ebenfalls nicht achtete. — Von nun an will ich lieber ein kleiner Dichter sein, kein großer. So klein wie dieses Meerauge. Und so tief.

IN MINDERHEIT

VON JOHANN HERCEG

Ozorák — Spengler, Bau- und Wasserleitungsmonteur. Das hört sich etwas komisch an in diesem winzigen Dorf, wo die Häuser Rohrdächer haben, und wo es natürlich keine Wasserleitung gibt. Aber Ozorák lernte sein Gewerbe in der Stadt, heiratete dort, dort kam das Kind zur Welt, er galt als Städter, wenn er auch bereits zwei Jahre daheim lebte. Niemand hielt ihn für einen Bauer.

Ja, ja, zwei Jahre sind es bereits, daß er mit seiner Familie zurückkehrte. In der Stadt gab's immer weniger und weniger Arbeit; endlich hielt er die vielen, arbeitslosen Wochen nicht mehr aus, und kehrte heim. Einmal wird sich diese tolle Welt doch ändern, dann kann er noch immer zurück. Bis dahin wird er sich daheim durchschlagen. Hier, wo ihn jeder kennt, wird sich schon übergangsweise etwas zum Flicker-Flechten geben. Daheim ist das Leben leichter, mit Weib und Kind kann man nicht herumspringen.

Seitdem ist er also daheim. Sein Leben ist eigentlich kein Leben. Er war dem Dorfe schon lange entwöhnt, auch den vielen Steinschüsseln und -töpfen, die er zurechtlicken, zinnen, drahten muß. Das Weib penzt ihn stets, nun braucht sie dieses, dann jenes, Mantel, Miete, Brennholz, Schulbücher für das Kind — die vielen Kleinigkeiten häufen sich an, der Verdienst aber ist schwach. Ozorák weiß es, was soll er aber machen?

— Soll ich stehlen gehen? — fragt er zuweilen seine Frau, wenn sie von Sorgen und Bitterkeit schon übervoll sind. Soll ich beim Blau einbrechen, oder meinen Kopf zerschlagen? Sag's mir, was ich machen soll?

Was du machen sollst, was du machen sollst? — brummt das Weib unter Tränen — was andere machen. Schau dich nach Arbeit um in der Stadt. Du siehst ja, so geht es nicht weiter. Andere versuchen es auch; laufen, rackern sich ...

Bei solchen Worten schwingt sich Ozoráks Faust in die Höhe, — er hat eine harte, knorrige Faust — er preßt sie zusammen, um loszuschlagen, schließlich aber fällt seine Hand immer schlaff zurück; dann wendet sich Ozorák, nimmt seinen Hut und stürzt davon. Und er sieht, daß dieses Dorf in der Tat klein ist, denn kaum verschwand seine Wut, und schon war er wenigstens zweimal herum. Denn die Ungerechtigkeit seiner Frau kränkt ihn sehr. Auch er weiß doch, daß man so nicht durchs Leben kann und spürt die Sorgen, weil er kein Stückchen Boden hat, um darin Samen zu säen und Weizen zu ernten, — er hat nur eine lumpige Bude, nur diese erbte er, sonst nichts. Was soll er denn machen? Schließlich hat das Weib ja Recht, aber ... Der Teufel hole dieses Leben. Anders wäre es, wenn keine Familie da wäre. Er wüßte schon, was tun, brauchte von Niemandem Rat holen.

Auch Pläne hat er. Zuweilen bedrängen ihn die vielen schönen, glänzenden Träume. In seinen Augen flammt es auf, doch bald verblaßt alles wieder. Dann macht er sich Vorwürfe, nimmt sich vor, ein anders Leben zu beginnen: im Sommer, wenn die Erntezeit kommt, wolle er sich als Schnitter stellen und das

Brot für's Jahr verdienen. Er könnte auch zur Maschine gehen, ist er doch Fachmann, wenn auch kein geprüfter Maschinist, man könnte ihn doch besser brauchen, als einen einfachen Bauer. Der Sommer liegt meist recht weit von solchen Plänen und in einigen Tagen ersinnt Ozorák schon etwas anderes. So geht dies schon seit fast zwei Jahren. Inzwischen wird die Flickarbeit immer weniger, er hat auch keine Lust dazu; und bringen die Leute etwas, so verschiebt er tagelang, was in einer halben Stunde gemacht werden könnte. Das Weib hat recht, er veränderte sich in der letzten Zeit stark.

Morgens, wenn er aufsteht, geht er zum Krämer. Da ist sein Kasino. Er liest die Zeitung des Herrn Blau, räumt die Fahrräder vor das Geschäft, weil der Händler seit einer Zeit neben den sauerem Zuckerln auch das Fahrrad eingeführt hat. Er säubert sogar das Schutzblech vom Staube, das schöne, vernickelte Steuer und die glänzenden Speichen. Herr Blau soll sehen, daß er nicht müßig steht, er hilft auch wenn's nötig ist. Herr Blau sieht dies recht wohl. Nun übernimmt er auch zur Reparatur Fahrräder, was ihm Ozorák macht, natürlich umsonst, er kann doch für solche Kleinigkeiten kein Geld verlangen. So steht es mit Herrn Blau.

— Wissen Sie, was ich an Ihrer Stelle tät', Ozorák? — fängt der Krämer an, an das Pult gelehnt, mit einer dicken Zigarre im Mund. — Also Freund, ich ginge nach Amerika. Das wäre der richtige Platz für Sie. Dort baut man stets Wolkenkratzer, dort wäre Arbeit für Sie. Wie ich Sie kenne, — ich schwöre — Sie wären bald ein reicher Mann.

Ozorák gefällt das Schmeicheln, jetzt ölt er sogar das Achsenlager, hebt die Maschine hoch, schwingt das Rad, daß die Sonnenstrahlen in den Speichen blitzen.

— Geld braucht man dazu, Herr Blau, — sagt er etwas traurig — und das gerade fehlt mir. Die Fahrkarte gibt man eben nicht umsonst.

— Schauen Sie, ich sage Ihnen etwas. Wenn der Mensch Geld hat, braucht er keinen Rat. Hab' ich Recht? Mit Geld kommt auch der Dumme durch. Ich erkläre Ihnen, ich hätte mich schon längst auf ein Schiff verdingt und wäre längst nach Amerika hinaus, wenn ich in solchen Verhältnissen leben müßte. So soll ich leben!

Herr Blau hat tausend ähnliche abenteuerliche Ideen, wenn er von Ozorák eine Arbeit haben will. Aber einen vernünftigen Rat gibt er selten. Und doch ist es gut, mit ihm Pläne zu schmieden und was er unlängst sagte, war nicht einmal blöd.

— Amerika ist weit, das ist wahr, aber gehen Sie nach Belgrad. Eine Goldgrube, diese Stadt, ich sag's Ihnen. Wenn Sie heute hingehen, haben Sie morgen schon Arbeit. Unlängst besuchte ich meinen Sohn, der dort Medizin studiert. Wissen Sie, was für ein Verkehr dort ist? Dort geht die Arbeit wie in einem Bienenstock!

Belgrad. Oft dachte Ozorák an diese Stadt. Er hat dort einen Bekannten, der hat's gut getroffen und alle verdienen schön. Es ist keinen Monat her, daß der Junge, der Bali ging; er arbeitet in der Schneiderei und schickte seiner Mutter schon dreihundert Dinar. Er kennt Belgrad. Vor acht Jahren war Ozorák in Zimony Soldat. Sonntag nachmittag gingen sie hinüber nach Belgrad, in das Wirtshaus »Japánac«, wo ungarische Mädels aus Becse und Zenta waren. Sie taten, als könnten sie nicht ungarisch, weil sie sich vor ihren Landsleuten schämten. Nun, sie wußten schon, wie sie sie herumkriegen sollten; sie sprachen

auf eine Weise ungarisch, daß sich die Mädchen schließlich wütend verrieten. Da war ein schönes blondes Mädchen aus Tornyo, das als Dienstmädchen hinunterging, bald aber in den »Japánac« geriet. Sie gefiel Ozorák am besten. Sie wurde dort Sonja genannt, doch gestand sie ihm, daß sie eigentlich Mariska heiße. Diese Mariska weinte immer und betete zu Gott, er möchte ihr wieder einmal nach Hause helfen und alles vergessen lassen. — Ozorák wußte noch, wo der Kalimegdan ist, den sah man noch aus Zimony; er wußte auch, wo das billigste Burel (eine serbische Mehlspeisespezialität) zu haben ist und hatten Sie Geld, so gingen sie in das Wirtshaus einer Ungarin aus Temerin. Mehr wußte er von Belgrad nicht. Nun, seitdem Blau ihn anefierte, dachte er immer häufiger an diese Stadt.

— Nun, Weib, — fragte er eines Abends seine Frau — was würdest Du dazu sagen, wenn ich nach Belgrad ginge, Umschau halten, ob es dort vielleicht Arbeit gäbe? Auf dem Berzarada (Arbeitsvermittlungsammt) könnte ich eine halbe Fahrkarte bekommen.

Die Frau freute sich über den Plan, redete ihrem Mann zu, zu gehen; gewiß würde es ihm gelingen, dort Arbeit zu finden und wenn sich etwas fände, würde sie mit dem Kinde nachkommen. Ganz warm wurde es ihr dabei; Ozoráks Lust aber, weiß der Himmel warum, kühlte allmählich ab. In die Nachbarstädte wäre er jeden Augenblick gerne gegangen, vielleicht sogar nach Amerika, daß er sich aber in Belgrad niederlasse, daran dachte er nicht. Die Frau nötigte ihn täglich mehr, er aber wurde noch wortkarger. Es wäre schon besser, ihm gar nichts zu sagen.

— Würden Sie nach Belgrad ziehen, Herr Blau? — fragte er eines Morgens den Krämer. — Täte es Ihnen nicht leid, das Dorf hier zu lassen? —

— Na hören Sie? Natürlich würde ich, hätte ich dort Aussicht auf etwas besseres. Für Sie aber kann diese Stadt zum Himmel werden. —

— Wissen Sie, es ist mir so komisch zumute: es fängt an, mir um das Dorf leid zu tun. Hier bin ich doch daheim, spreche ungarisch, mein Kind geht in die ungarische Schule, gewiß plage ich mich, aber... Das kann man eben nicht erklären.

— Sie machen's auch gut, — lachte der Krämer — sind noch gar nicht fort, und haben schon Heimweh. Daß Sie hier ungarisch sprechen? Sag schon. Sie werden eben serbisch lernen. Deshalb würde ich mir keine Kopfschmerzen machen.

Auch Blau hat Recht. Der Mensch, wenn er Familie hat, darf nicht wählrisch sein. Auch darin nicht, in was für eine Schule sein Kind geht, in welchen Buchstaben es das Alphabet lernt. Nur einen guten, warmen Wintermantel soll es haben und alles andere, was es braucht. Vielleicht ist es gerade für das Kind besser, wenn es in einer Großstadt erzogen wird, als in einem Dorf. Auch die Aussicht auf eine bessere Zukunft ist dort größer, als hier.

Er verschaffte sich die ermässigte Fahrkarte, beendete noch schnell seine Arbeiten, die sich in den letzten Tagen ziemlich anhäuferten und beschloß, Sonntag nachts aufzubrechen, um Montag früh, wenn die Wochenlöhner aufgenommen werden, dort zu sein.

Sonntag rührte er sich nicht aus dem Hause. Er zog sich gar nicht an, wälzte sich im Bett herum, spielte mit dem Kinde. Es war ein schöner Frühlingstag nach Ostern, vor dem Fenster stand der Kirschbaum, den er gerade vor zwei Jahren pflanzte, schon schneeweiß geschmückt, ein starker, gesunder Baum mit glänzender Rinde; dieses Jahr sollte er schon paar Früchte bringen.

Am Fuße des Gartens grünten schon die Erbsen, auch der Salat war ganz aufgeblüht. — Würde er mehr verdienen, ließe sich's hier schön leben. Müßte er nicht fort von hier! Oder wenn es in den Nachbarstädten Arbeit gäbe, wäre es doch näher, der Mensch fühlte sich doch heimisch. Nun sah er erst, wie sehr er sich in diesen zwei Jahren an das Dorf gewöhnt und es liebgewonnen hatte.

— Möchtest Du nach Belgrad, Misi? — fragte er sein Söhnchen. — Möchtest Du dort in die Schule gehen, in der großen Stadt, zwischen hohen Häusern?

— Huh, und ob! — und der kleine Knabe schmiegte sich schmeichelnd an Vaters Brust. — Wann gehen wir? Jetzt sofort?!

— Wir werden schon gehen, erst gehe ich, — sagte er und die Tränen quollen ihm fast über — bald kommt ihr mir mit Mutter nach.

Plötzlich fiel ihm etwas ein.

— Bring mir nur Dein Buch, Kleiner — sagte er mit verschleierten Augen — und die Tafel mit dem Griffel.

Das Kind sprang munter und brachte seinen Ranzen.

— Lies mir nur vor, was ihr lernt.

— a, be, ab . . . — buchstabierte das Kind in langgezogenem, singendem Ton und folgte der Schrift mit dem Finger.

So verabschiedete sich Ozorák von seiner Familie, von seinem Dorf, von allem, was ihm lieb war. Seine Familie kommt ihm schon nach, alles andere aber bleibt hier: der Kirschbaum, das ungarische Schulbuch und alles, alles. Er legte sich nicht nieder, sondern plauderte leise mit seiner Frau; so warteten sie auf die Morgendämmerung. Um halb drei nahm er seine alte Soldatenkiste auf die Schulter und ging langsam der Station zu. Seine Frau sprach ihm heiter zu:

— Dort wirst Du schon wieder Lust haben, wenn Du siehst, daß Du fünfmal soviel verdienst, wie hier. Wirst dich auch freuen, wenn du siehst, daß uns nichts fehlt . . .

Ozorák schwieg. Er sprach auch nichts bis der Zug einfuhr. Er konnte nicht sprechen, so traurig war er.

— Dann schreibe sofort! — rief sein Weib dem im Nebel verschwindenden Zug nach.

Viele reisten nach Belgrad. Meist verschlafene, müde Menschen: Arbeiter wie Ozorák, die sich für den Sonntag ein wenig nach Hause begaben und nun zurückfuhren. Ihm gegenüber saß ein junger Bahnunteroffizier, der seine bestrümpften Füße in den Schoß seiner Frau bettend schlief. Durch seine hohlen Zähne piff das Schnarrchen in Purzelbäumen. Ozorák kümmerte sich nicht um ihn. Seinen Kopf auf die Fäuste stützend, schaute er vor sich hin.

Nun ist er nicht mehr traurig, eher verwundert. Daß er nun in eine neue Welt geht. Nun ja, wenn's auch hundertmal die Hauptstadt ist, ist es doch eine ganz andere Welt. Wie sagt es nur Herr Blau? — »Was habe ich davon, wenn ich daheim bin und kein Brot habe? Was habe ich davon?« — Recht hat er. So in sich versunken sitzt Ozorák lange.

Draußen wird's allmählich hell. Der Zug rast durch unbekannte Felder. Jetzt steigt der Bretzelmann ein, und geht sein Backwerk anbietend durch den Wagen. Dann kommt der Bäckerjunge in seiner weißen Jacke: — Mendele, Madule, Karamele! — kreischt er mit seiner Kapaunenstimme und auf einmal wird um Ozorák alles lebendig. Als ob dies ein lebendigeres, geselligeres Leben wäre, als das seine. Je mehr der Zug sich Belgrad nähert, umso befreiter fühlt er sich. Nach Indjija steigt ein blinder Harmonikspieler ein, der unbekümmert

um den Schlaf der Reisenden, lustig sein Instrument zieht und das Lied gröhlt :
 »Ala szí sze naktíla mala« . . .

Der Eisenbahner setzt seine Füße ab, reckt sich, lacht dem Musiker zu, dann packt er kosend die Backen seiner Frau und frägt noch im Gähnen Ozorák :
 »Wohin des Weges, Bruder? Ah, nach Belgrad, arbeiten? Bist ein Spengler? Ni brige! In Belgrad gibts Arbeit. Hättest Du vier Hände, könntest mit allen vier arbeiten.«

Dann läuft der Zug in den Bahnhof der Hauptstadt. Wimmeln, Gedränge, Geschrei . . . Wo ist dieser Bali-Junge? Er hat ihm geschrieben, er möge ihn erwarten. Nun, hier ist er schon. He, Jóska!

Am Vormittag suchen sie Arbeit. Sie gehen auf die Slavia. Nebeneinander werden dort die Palais gebaut. Tag und Nacht arbeiten die Leute. Schon sieht Ozorák auf den Dächern in schwindliger Höhe die Fachkollegen mit funkelnden Blechplatten, hört, wie sie mit dem Holzhammer hammern und singend, pfeifend arbeiten. Hie und da fängt er sogar ungarische Weisen auf.

Darf man denn hier ungarisch singen? — frägt er verwundert.

— Warum denn nicht? — brummt Jóska. — Es gibt hier Wirtshäuser, wo man »Csárdás« tanzt, daß die Mauern nur so beben. Das ist hier nicht verboten, wie daheim.

Dann gelangt Ozorák vor den Aufseher. Der mustert ihn von oben bis unten, verlangt sein Arbeitsbuch, prüft es, und fragt ihn aus. — »Ach, précsani, bist du ein Ungar? — ruft er fast freudig. — Ich habe ungarische Arbeiter, gute Arbeiter, fleissige Leute« . . .

Und schon hat Ozorák Arbeit, am anderen Morgen kann er bereits anfangen. Bis dahin soll er nur Wohnung suchen, sich ausruhen — sieben Uhr früh wieder hier sein.

Jóska nimmt ihn hinaus auf die Vrácsár. Inzwischen redet er fortwährend :

— So viele Ungarn sind hier, wie vielleicht in keiner Stadt der Batschka. Man sagt, über dreißigtausend Seelen. Wirst Dich hier schon zurechtfinden, habe keine Angst. Ich ginge nicht nach Hause und wenn ich genau soviel verdiente, wie hier. Es ist dies eben ein anderes Leben, freier, unabhängiger und schöner.

Freier, unabhängiger und schöner . . . — widerhallt es in Ozoráks Ohren und er zweifelt nicht mehr daran. Als ob die ganze schmerzliche Anhänglichkeit zur heimatlichen Scholle auf einmal von ihm gefallen wäre, als ob er ein anderer geworden wäre. Er begann schon daran zu glauben, was ihm Blau sagte : »Der Mensch ist dort daheim, wo es ihm gut geht.«

Daran glaubte er und war glücklich. Der Arme.

SCHLACHTLIED

ALEXANDER PETŐFI

*Drommetenschall. Zum Kampfe dort
Ersehnt das Heer das hehre Wort : Hurrah!
Das Schwert erklingt, die Kugel pfeift,
Magyarenruf zum Ruhme reißt. Hurrah!*

*Hoch flattere, hoch die Fahne — wehn
Die ganze Welt sie möge sehn. Hurrah!
Ein Wort, das Herz und Seel bestrickt :
Ist »Freiheit« in sie eingestickt. Hurrah!*

*Wer Ungar ist, wer herzhast ist,
Sich tapfer mit dem Feinde mißt, Hurrah!
Bin Ungar, also Held zugleich,
Will das nur, was das Himmelreich. Hurrah!*

*Blut rieselt rot auf meinem Pfad :
Gefallen ist mein Kamerad. Hurrah!
Auch uns des Freundes Beispiel wärm',
Wir weihen uns dem Tode gern, Hurrah!*

*Und müßten opfern Arm und Bein,
Und büßten wir das Leben ein : Hurrah!
Schreibt Tod uns vor die Schicksalshand :
Wir sterben — nicht das Vaterland. Hurrah!*

Übersetzt von Georg Dieballa von Fehérvár

GOTT

ALEXANDER REMĚNYIK

*O, Herr, so gleich sind alle deine Diener,
Und alle deine Kirchen sind so gleich,
Ob Kreuz, ob Stern glänzt über deinen Türmen,
Es bleibt sich gleich, denn alles ist dein Reich.*

*Ich trübe deine Ruh nicht mit Gebeten,
Doch lasse, Herr, auch du mein Herz in Ruh —
Verwaschne Tafel bin ich — die Gebote
Wusch ab der Regen, deckten Stürme zu.*

*O, Herr, du weißt, wir sind ja Schöpfer beide.
So wahr ich meine Seele dir verdanke
So wahr ist auch, daß ich — nur ich — dich forme
Und deiner Macht zieht Grenzen mein Gedanke.*

*Und dennoch Herr, solange du auf des Grashalms
Seide schaukelst, Donnerst in der Brandung,
Solang ich dich in Sternenschriften sahe:
Weiß ich, o, Herr, es kommt doch die Begegnung!*

Übersetzt von Rudolf Becht

DEN WERTHER ÜBERSETZEND UND IMMER

LORENZ SZABÓ

»Noch einmal wagst du, vielbeweinter Schatten
Hervor dich an das Tageslicht.«

*In dem Kerker deines Leibes ging ich,
Dir geeint, dem Tod sechs Wochen zu.
Punkt für Punkt durchlebt dein grauses Los, ich,
Das mich quält', als ob ich wäre du.
Und als dann gekracht hat die Pistole,
Dich kein Geistlicher begleitet hat,
Weinte ich, zur Hälfte schon im Jenseits,
Über dich und über mich, mich satt.*

*Durch sechs Wochen wir uns fest vermengten,
Und ich wußt', was kommt? Ich wußt', warum?
Jedes Wort, draus ich dein Selbst gebildet,
War zuvor in mir lebendig, stumm,
Deinem Schatten gab sein Blut dein Schöpfer,
Wie vormals aus sich, nunmehr aus mir.
Vieles sagt' er, was kein Nachfaher konnte
Künden, trug sein Wort darnach Begier.*

*Sonntag war es, daß du dann gestorben
Auf dem Marmortisch im Kaffeehaus.
Durch des Fensters Viereck goß der blaue
Nachmittag sein goldnes Prangen aus.
O wie häßt' ich gern, um zu vergessen,
Einen Gang durch Sonnengold gemacht!
Doch ich saß nur, meiner selbst nicht mächtig,
Wie bei eines Teuren Totenwacht.*

*Damals fing ich an den Vers zu schreiben,
Bracht' auch seinen Anfang zu Papier.
Und ich setze fort nun dieses Bruchstück.
Ein Jahrfüßt verstrich vergebens mir,
Seh' und fühl' auch heut noch das Verderben,
Seh' den Tang, die Falle, die mir droht,
Seh' die Leidenschaft, das Elend, Bangnis,
Der Erlöser schlimmsten auch: den Tod!*

*O wie schwer, wie schrecklich ist' 's zu leben!
Gold und Glauben, Kraft sind — ein Morast!
Manch ein grauses Beispiel spukt aufs neue
Noch viel näher als du, Schattengast!*

*Jetzt nahm sich ein Freund von mir das Leben,
Auf die Schienen warf ein zweiter sich.
Vier Pistolen knallten gestern. — Wer wird
Darauf folgen? — frag' ich, schauernd, mich.*

*Mir im Herzen sammelt sich der Freunde,
Der Selbstmörder ganze Heerschar an.
Und als ob ich ihrer alle wäre,
Kreist mein Blut durch ihrer Adern Bahn.
Ja, mein Blut ernährt ihr Schattenwesen
Und Erinnerung, die mich peinigt fort.
Immer locken sie mich, — meine Schwäche
Ist's, die mich bedroht in ihrem Wort,*

*Nein, nein! Mich beschützt etwas Geheimes!
Starb in einem Tage hundertmal!
Bin so müd, wie ihr es seid, und kenne
Des Familienmordes Jammerqual.
Dieser Wahnsinn packt mich . . . und noch andre . . .
Welche sind's, das weiß nur Gott allein.
Wer die Hölle hat durchwandert, dem nur
Könnt ihr Freunde, düstre Schatten, sein!*

*Nur der hegt euch so, wie ich euch hüte!
Wie dich, Erster, dem ich Hüter war,
Mit dem warmen Blute meines Herzens
Tränke ich auch deiner Brüder Schar.
Schützt auch ihr mich ! Vielbeweinter Schatten :
Werther, stelle dich als Führer ein!
Meine Toten, kommt zu mir, dem Bruder!
Wagt hervor euch in den Sonnenschein!*

Übersetzt von Friedrich Lám

MOZART

ERZSÉBET SZAKÁL

*Ob ihr's versteht? in milder Stille, ahnend
da hört man einen Geist ganz leise schreiten.
Mit seinen schlanken Fingern sanft berührt er
Oboen, Hörner, Violinensaiten.*

*Die Instrumente tönen wie gesegnet,
sie fühl'n die toten Künstlerhände auch,
und leise stöhnen auf die Harfensaiten:
als ob sie sanft bewegt' ein milder Hauch.*

*Er ist nicht tot. In Salzburg will die Orgel
von ihm nur in der großen Kirche träumen.
Wo er in Wien nur einmal ging spazieren,
ein Flüstern hört man heimlich von den Bäumen.*

*Ein Wunderkind war er, ein milder, ernster
und stiller Junge, mit gelocktem Haar,
als er das Frühlingssummen in den Wäldern
in Symphonien hörte hell und klar.*

*Er konnt' nicht sterben! Siehe doch, er möchte
den schönen Kopf so lieblich zu uns neigen.
Der Meister, Liebling aller edlen Musen
steht selbst als Muse da so still, bescheiden.*

*Denn es vergehen Krieg und Neid auf einmal,
die stolze Macht, die Herrschaft auf der Erden;
es sterben Sehnsucht und das Leid, die Sorge,
der Sünde Qual, es sterben alle Schmerzen.*

*Doch lebt das Schöne und die Friedensstille
und leuchtend strahlt des Gottes Lächeln nieder,
das helle Licht, die Liebe und die Seele,
und die Musik, sie leben ewig wieder!*

Übersetzt von Elinor Hlaváts

TELEPHONSTANGEN

JOSEF ERDELYI

*Grau am Wege stehn sie
Rechts und linker Hand,
Regen drischt sie, — spaltend
Dörft sie Sonnenbrand.
Stürme sie umbrausen,
Traurig säuseln bang
Die Fernsprecherstangen,
Hager, wegentlang.*

*Oft bleibt ein verlaufnes
Kind bei ihnen stehn,
Lauscht ihrem Gesäusel,
Kann es nicht verstehn.
Niemand kann's begreifen,
Ich versteh's allein.
Ein Zigeuner geigt drin,
Räuber jauchzen drein.*

*Die Fernsprecherstangen
Lauter Galgen sind,
Drin der Räuber Seele
Kerkerlieder spinn.
Räuberlieder singt da
Manch ein Galgenstrick,
Ein Zigeuner macht drin,
Aufgeknüpft, Musik.*

*Schwarz der Eisenhaken, —
Weißes Porzellan
Hängt als ausgerenkter
Nackenvirbel dran.
Die Fernsprecherdrähte,
Die das Land durchziehn,
Sind ein Strang zu — Drosseln, —
Todes Tamburin!*

*O wie vielmals lauscht' ich,
Wandert' ich allein,
Den Zigeunergeigen,
Räubermelodien!
Viel uralte Weisen,
Sprühend purpurrot,
Spielt auf Geig' und Zymbal
Drin der blasse Tod.*

Übersetzt von Friedrich Lám

BÜCHERSCHAU

BESCHREIBUNG KOLOZSVÁRS AUS DEM JAHRE 1734 (*Kolozsvár leírása 1734-ből*). Herausgegeben von *Albert Márkos*. Minerva-Verlag, Kolozsvár, 1944. 64 S. Mit einem farbigen Stadtbild.

Dieser bedeutsame Beitrag zur Stadtgeschichte Kolozsvárs, die dem Magistrat am 23. Juni 1734 vorgelegte Beschreibung, erschien als Nr. 18 der von *Elemér Jancsó* geleiteten Reihe »Erdélyi Ritkaságok« (»Siebenbürgische Seltenheiten«). Die Habsburger beeilten sich über Siebenbürgen, das sie als Großfürstentum einverleibten, durch entsprechende Fachmänner genaue und zuverlässige Karten verfertigen zu lassen. So erließ der Kommandant von Siebenbürgen auch an die Stadt Kolozsvár eine Verordnung, zur Erleichterung der kartographischen Arbeiten eine Beschreibung zu geben, die sämtliche Angaben über die Stadt, ihre Geschichte, die an den Mauern und Gebäuden angebrachten Inschriften u. a. m. enthalte. Die Leitung der Stadt betraute mit dieser Arbeit drei Ratsherrn, *Georg Füzéri*, *Paul Páter*, *Stefan Pataki* und den Stadtnotar *Paul Gyergyai*. Ihr in lateinischer Sprache abgefaßtes Elaborat gab nun *Albert Márkos*, Direktor und Bibliothekar des unitarischen Kollegiums in ungarischer Übersetzung mit einer gediegenen Einleitung und sorgfältigen Anmerkungen heraus.

SEEFahrtsGEOGRAPHIE (*Tengerészeti földrajz*). Wirtschaftsgeographie der bedeutendsten Häfen der Erde. Von *Michael Haltenberger*. Stephaneum-Druckerei, Budapest, 1944. 168 S. Mit mehreren Karten.

Das bedeutsame Buch von Oberstudienrat Prof. *Michael Haltenberger*, das ein Geleitwort von Geheimrat *Olaf Wulff*, dem Präsidenten des Senats für Schifffahrt und Hafenesen eröffnet, gliedert sich als Nr. 6. in die Veröffentlichungsreihe der Ungarischen Gesellschaft für Verkehrswissenschaft ein. Das Buch will zunächst der Ausbildung ungarischer Marineoffiziere dienen; Verf. widmet es seinen Schülern, die im gegenwärtigen Kriege als Marineoffiziere des ungarischen Seedampfers »Ungvár« den

Heldentod fanden. Das Werk behandelt vor allem die geographischen Voraussetzungen der guten Häfen, die Produktionsmittelpunkte der Erde und die wichtigsten Seefahrtslinien, die zu den Absatzmärkten führen, und gibt dann eine eingehende, auf genaue Angaben beruhende Schilderung der bedeutendsten Seefahrtstore Europas, Asiens, Australiens, Ozeaniens, Amerikas und Afrikas. Den Abschluß dieses wertvollen Beitrages zum ungarischen Schrifttum über Seefahrt bildet ein Anhang mit statistischen Angaben und ein reiches Schrifttumsverzeichnis.

SIEBENBÜRGISCHE BRIEFE (*Erdélyi levelek*). Von *Franz Kazinczy*. Mit Einleitung herausgegeben von *Georg Kristóf*. Minerva-Verlag, Kolozsvár, 1944. Bd. I. XXXIII+176 S., Bd. II. 196 S.

Die hübsch ausgestatteten beiden Bände, die eine geistvolle Studie von *Georg Kristóf*, dem ungarischen Literaturhistoriker der Universität Kolozsvár eröffnet, enthalten eines der bedeutendsten Werke von dem großen ungarischen Literaturreformer um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, *Franz von Kazinczy*. Seine Reise im Jahre 1816, die drei Monate in Anspruch nahm, gehörte in der Tat zu den folgenschwersten Ereignissen des ungarischen Geisteslebens. Kein Wunder, daß die Schilderung dieser Reise bereits in der ungarischen Reformzeit (1831 und 1839) zweimal in vollem Umfang erschien. Ein Held dieser Schilderung ist einer der wirksamsten Wegbereiter der Union Siebenbürgens, *Baron Nikolaus Wesselényi* der Jüngere, freilich noch als junger Titan, auf den aber der für schriftstellerische und politische Begabungen besonders empfängliche *Kazinczy* mit spannungsvoller Erwartung blickt. Die Siebenbürgischen Briefe *Kazinczy*s sind, abgesehen davon, daß sie als wahre Schatzkammern der ungarischen Sprache betrachtet werden dürfen, auch für die Südostforschung von Bedeutung, da eine mit gleicher wissenschaftlicher Gründlichkeit und schriftstellerischer Lebendigkeit abgefaßte Beschreibung Siebenbürgens

gerns — mit Ausnahme der drei Szekler Stühle — weder im deutschen noch im rumänischen Schrifttum zu finden ist. Besonders Beachtung verdienen die vergleichenden Volkscharakteristiken Kazinczys: durch seine scharfe Beobachtungsgabe, seinen tiefen psychologischen Einblick und durch sein überlegenes stilistisches Können darf er wohl als Vorläufer der besten Nationalcharakteristiker von heute (Brinckmann, Madariaga, Sieburg u. a. m.) bezeichnet werden.

DIE TAGEBÜCHER DES GRAFEN STEFAN SZÉCHENYI (*Gróf Széchenyi István Naplói*). Einleitung, Auswahl und Übersetzung von *Ladislaua Bóka*. Ardó. Verlag, Budapest, o. J. (1944). XXIX + 362 S. Mit einem Bildnis.

Diese mit viel Geschmack und Umsicht zusammengestellte Auswahl aus den Tagebüchern des »größten Ungarn«, Graf Stefan Széchenyi, gliedert sich als Bd. 8 in die Reihe »Magyar Századok« (»Ungarische Jahrhunderte«) ein. Von 1815 an bis zu seinem freiwilligen Tode widmete sich der große ungarische Staatsmann stets Betrachtungen, die er in Tagebüchern — im Umfang von etwa 5000 Seiten — niederlegte. Der bedeutende politische Denker, eine der anziehendsten und feinführendsten Gestalten der Byron-Zeit, schrieb seine Tagebücher nur zum Teil in ungarischer Sprache und bediente sich in gleicher Weise auch der großen europäischen Weltsprachen, des Deutschen, Englischen, Französischen und Italienischen. Die kritische Ausgabe seiner Tagebücher von Gyula Vizota in sechs stattlichen Bänden ist zunächst für die wissenschaftliche Forschung bestimmt. Erst diese Auswahl in ungarischer Sprache, die sich auf das Wesentliche beschränkt, macht das Lebensgeheimnis Széchenyis — wie es in den Tagebuchaufzeichnungen festgehalten wird — auch dem großen Publikum zugänglich. Die feinsinnige Einleitung von Ladislaua Bóka sowie die den einzelnen Abschnitten vorangehenden Einführungen machen den heutigen Leser mit Széchenyis menschlichen Wesen mühelos vertraut. Auf diese Weise ist die vorliegende Anthologie nicht nur für das Ungartum von hohem Wert; auch der ausländische, vor allem der mitteleuropäische Leser wird sie immer wieder mit Nutzen heranziehen. Es wäre lohnend, den Band auch in deutscher Sprache erscheinen zu lassen.

ORTSKUNDLICHE BIBLIOGRAPHIE UNGARNS 1527—1940 (*Magyarország helyismereti könyvészete 1527—1940*). Zusammengestellt von *Anton Bodor*. Mit Unterstützung der Ungarischen Gesellschaft herausgegeben vom Verfasser, Budapest, 1944. 424 Spalten.

Dieses Werk, das eine lange empfundene Lücke füllt, enthält die Angaben von 14.000 Büchern und handschriftlichen Werken in verschiedenen Sprachen über die Gemeinden, Komitate, Landesteile und Landschaften des geschichtlichen Ungarn in alphabetischer Folge. Es bietet eine gut brauchbare Übersicht der Werke, die Geographie, Volkskunde, Naturkunde, Geschichte u. a. m. der einzelnen Ortschaften behandeln, ermöglicht den Vergleich des bisher bekannten ortskundlichen Schrifttums, fördert die Heimats- und Familienforschung sowie die Herausgabe von Ortsmonographien. Besondere Aufmerksamkeit verdient der Umstand, daß in dem Verzeichnis auch die in den Sprachen der einzelnen Volksgruppen verfaßten Werke angeführt werden. Wohl wird die Brauchbarkeit des kostbaren Handbuchs durch zahlreiche Abkürzungen beeinträchtigt, doch ermöglichten gerade diese das rasche Erscheinen des längst erwarteten Werkes.

BEI DER MORGENDÄMMERUNG DES NEUEN SIEBENBÜRGEN (*Az új Erdély hajnalán*). Von *Alexander Bölöni Farkas*. Mit einer Einleitung herausgegeben von *Elemér Jancsó*. Minerva-Verlag, Kolozsvár, 1944. XXIV + 68. S.

Dieses Tagebuchbruchstück aus dem Jahre 1835—36 von dem bedeutenden siebenbürgisch-ungarischen Denker der Reformzeit — ein kostbares und lebendig geschriebenes Dokument ungarischer Selbstschau und politischer Selbstbesinnung — gliedert sich als Nr. 15. in die Reihe »Erdélyi Ritkaságok« (»Siebenbürgische Seltenheiten«) ein. Alexander Bölöni Farkas, von seinen Zeitgenossen der »ungarische Schiller« genannt, der geistvolle Übersetzer des »Werther« und der »Corinne«, hatte in diesen Jahren sein beispiellos wirkungsvolles Buch »Reise in Nordamerika« bereits herausgegeben. Sein Tagebuch berichtet eben über die Folgen seiner Amerikareise: über die Auszeichnungen, noch mehr aber über die Verfolgung und Belästigung, die ihm zuteil wurden. Zunächst der Anregung seiner Freunde war das Zusammentreten des Landtages von Ko-

lozsvár 1835 zu verdanken, der sich indessen bald wieder auflöste und der Unterdrückung Siebenbürgens kein Ende machen konnte. Das Tagebuch von Alexander Bölöni Farkas verdient auch darum Beachtung, weil es zahlreiche bisher unbekannte Angaben über die großen siebenbürgisch-ungarischen Politiker der dreißiger Jahre enthält; es ist — abgesehen von seinen schriftstellerischen Vorzügen — auch ein Quellenwerk von hohem Rang.

BESCHREIBUNG DES KOMITATES UDVARHELY (*Udvarhely megye leírása*). Von *Josef Benkó*. Herausgegeben von *Andreas Szabó*. Minerva-Verlag, Kolozsvár, 1944. 122 S.

Der reformierte Senior *Josef Benkó* (1740—1814), einer der gediegensten Historiker und Botaniker seiner Zeit, gilt als eine bedeutsame Gestalt der ungarischen Siebenbürgenkunde. Vor allem auf dem Gebiete der Quellensammlung leistete er der Ungarnkunde und damit auch der Mitteleuropaforschung unschätzbare Dienste. In seinem Leben erschienen sieben Bücher von ihm, von denen das erste die wissenschaftliche Akademie von Harlem herausgab; insgesamt sind uns vierzehn Werke von ihm bekannt, die verschollen sind. Das Hauptwerk des schlichten Landpredigers, der sein Leben einsam, inmitten dürftiger Verhältnisse verlebte, ist die »*Transylvania Specialis*«, aus dem nun den Abschnitt über das Komitat Udvarhely *Andreas Szabó* ins Ungarische übersetzte. Die verdienstvolle Übersetzung läßt natürlich den Wunsch nach einer vollständigen Ausgabe des Werkes aufkommen; sie bleibt eine Schuld der ungarischen und europäischen Forschung.

UNGARISCHE CHRONIK (*Magyar Krónika*). Von *Caspar Heltai*. Eingeleitet von *Béla Varjas*. Ardó-Verlag, Budapest, o. J. (1944). XXXVII+488 S.

Der stattliche Band — Bd. 2. der vom Ardó-Verlag herausgegebenen Buchreihe »*Magyar Századok*« (»Ungarische Jahrhunderte«) — enthält den vollständigen Text der »Ungarischen Chronik«, des bedeutsamsten Werkes von *Caspar Heltai*, einer vielseitigen und unermüdeten Persönlichkeit der siebenbürgischen Re-

formation des 16. Jahrhunderts. *Heltai*, der sächsischer Herkunft war, hatte vor allem an dem Anschluß der Stadt Kolozsvár an die Reformation Anteil. Sein großes ungarisches Geschichtswerk schrieb er gegen Ende seines Lebens zum großen Teil auf Grund *Bonfinis*, um dessen Werk zu ergänzen, doch nicht in lateinischer, sondern in ungarischer Sprache. Das *Ungartum*, das in der Reformationszeit mit besonderer Lebhaftigkeit nach Büchern in der Nationalsprache verlangte, konnte seine geschichtlichen Kenntnisse zuerst aus dem Werk *Heltais* in ungarischer Sprache bewußt machen und vertiefen. Die Sprache *Heltais* wirkt heute volkstümlich; als sein Geschichtswerk erschien — 1575 — galt sie als Gemeinsprache des *Ungartums*, die uns vor allem durch ihre Anschaulichkeit, ihren Bilderreichtum und die Fülle lebendiger Wendungen überrascht. *Béla Varjas*, Ministerialsekretär im Kultus- und Unterrichtsministerium, der als tüchtiger Literaturhistoriker der Reformationszeit bekannt ist, leistete auch hier gründliche Arbeit, die den Historiker und Literaturhistoriker in gleicher Weise zum Dank verpflichtet. Seine geistvolle Einleitung stellt *Heltai* in einen breiten zeitgeschichtlichen Rahmen, und bestimmt dessen nationale Bedeutung mit sicherem Urteil.

AUSGEWÄHLTE GEDICHTE VON C. FERDINAND MEYER (*C. F. Meyer Válogatott Versei*). Deutscher Text mit ungarischer Übersetzung. Franklin-Verlag, Budapest, o. J. (1943). 128 S.

Das Bändchen, das sich in die von dem vorzüglichen Literaturhistoriker *Gábor Halász* geleitete Reihe »*Klassiker in Doppelsprache*« eingliedert, enthält eine reiche und abwechslungsreiche Auswahl aus den Gedichten des großen deutschen Dichters der Schweiz, *C. F. Meyer*, die von *Desider Kosztolányi*, *Nikolaus Radnóti*, *Georg Rónay*, *Georg Sárközi*, *Lorenz Szabó* und *Gyula Vargha* ins Ungarische übersetzt wurden. Leben und Kunst *Konrad Ferdinand Meyers* würdigt *Ladislaus Cs. Szabó*, ein Meister des ungarischen Essays von heute in seiner einleitenden Studie, die durch ihre Tiefe auch die Aufmerksamkeit ausländischer Fachkreise beanspruchen darf.

INHALT DES AUGUSTHEFTES 1944.

DER DEUTSCHE SOLDAT, WIE IHN UNGARISCHE AUGEN IM ERSTEN WELTKRIEGE SAHEN. Von <i>Árpád Markó</i>	337
DEUTSCHE DICHTUNG — UNGARISCHES PUBLIKUM. Von <i>Béla Pukánszky</i>	342
UNGARISCHER SOLDAT — UNGARISCHER DICHTER. Von <i>vitéz</i> <i>Eugen Csikós</i>	349
SOZIALE GESETZGEBUNG IN UNGARN II. Von <i>Ladislaus</i> <i>Szilágyi</i>	351
DIE STADT ÜBER DEM EICHENWALD. Stadtbild von <i>Andreas</i> <i>Illés</i>	359
EIN UNGARISCHES ABENDESSEN. Skizze von <i>Gyula Krúdy</i> ..	365
DAS MEERAUGE. Erzählung von <i>Desider Kosztolányi</i>	368
IN MINDERHEIT. Erzählung von <i>Johann Herceg</i>	370
SCHLACHTLIED. Gedicht von <i>Alexander Petöfi</i> , übersetzt von Georg Dieballa von Fehérvár	375
GOTT. Gedicht von <i>Alexander Reményik</i> , übersetzt von Rudolf Becht	376
DEN WERTHER ÜBERSETZEND UND IMMER. Gedicht von <i>Lorenz Szabó</i> , übersetzt von Friedrich Lám	377
MOZART. Gedicht von <i>Erzsébet von Kisjókai Szakál</i> , übersetzt von Elinor Hlaváts	379
TELEPHONSTANGEN. Gedicht von <i>Josef Erdélyi</i> , übersetzt von Friedrich Lám	380
BÜCHERSCHAU	381

MITARBEITER DIESES HEFTES:

- Dr. *Árpád Markó*, kgl. ung. Oberst a. D., Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.
- Dr. *Béla Pukánszky*, o. ö. Professor an der Kön. Ung. Stefan Tisza-Universität in Debrecen, Hauptschriftleiter dieser Zeitschrift.
- vitéz Eugen Csikós*, kgl. ung. Oberst, militärischer Schriftsteller.
- Ladislaus Szilágyi*, Referent der Budapester Gewerbe- und Handelskammer.

UNSERE DICHTER:

- Andreas Illés*, Schriftsteller, Leiter der Verlagsanstalt Révai.
- Gyula Krúdy* (1868—1933), Landschaftserzähler mit romantischem Einschlag.
- Desider Kosztolányi* (1885—1936), Lyriker und Erzähler des Kreises um die Zeitschrift »Nyugat«, dessen Werke z. T. auch in deutscher Übersetzung zugänglich sind.
- Johann Herceg*, Schriftsteller, Zombor.
- Alexander Petöfi* (1823—1849), der größte ungarische Lyriker, dessen Dichtungen auch in deutscher Sprache in zahlreichen Übersetzungen zugänglich sind.
- Alexander Reményik* (1890—1941), hervorragender ungarischer Lyriker Siebenbürgens.
- Lorenz Szabó*, Dichter und Schriftsteller, vorzüglicher Übersetzer deutscher Dichter.
- Erzsébet von Kisjókai Szakál*, Dichterin, erste Sekretärin der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft in Budapest.
- Josef Erdélyi*, volksverbundener Lyriker der Nachkriegszeit.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: Béla Pukánszky.

444051. — Athenäum, Budapest. — Verantwortlich: Direktor Anton Kárpáti.

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von kön. ung. Oberregierungsrat Generalsekretär Prof. *Alexander v. Kibédi Varga* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat, ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschland und Ungarum fördernd und vertiefend mitwirken. Preis je P 1.—

Bisher erschienen Hefte der SCHRIFTENREIHE :

1. *Darré, R. W.* : A Német Birodalom és a délkelet-európai államok együttműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet).
2. *Von Cochenhausen, F.* : Német katonai szellem a múltban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart).
3. *Spranger, E.* : Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander).
4. *Hóman, B.* : Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft).
5. *Günther, H. R. G.* : A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese).
6. *Freisler, R.* : Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa).
7. *Strölin, K.* : Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung).
8. *Von Tschammer und Osten* : Testnevelés békében és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden).
9. *Schwerin von Krosigk L. gróf* : Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung).
10. *Storm, E.* : Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft).
11. *Pukánszky, B.* : Mozart.
12. *Hofmann, Fr.* : A széntól a műgumiig (Von der Kohle zum Kautschuk).
13. *Paikert, G.* : Ahogyan egy magyar a magyart látja (Wie ein Ungar den Ungarn sieht).
14. *Harmjanz, H.* : Közösség és kultúra (Gemeinschaft und Kultur).
15. *Löbner, W.* : A pályaválasztás irányítása és a szakmai nevelés a mai Németországban (Berufsalenkung und Berufserziehung im gegenwärtigen Deutschland).
16. *Franz, E.* : U. S. A., Japán, Anglia (U. S. A., Japan, England).
17. *Von Jagow, D.* : A Führer rohamosztága (SA des Führers).
18. *Freyer, H.* : Nagy Frigyes. Történelmi arckép (Friedrich der Große, ein historisches Portrait).
19. *Scheel, A. G.* : A német diákság (Das deutsche Studententum).
20. *Von Tasnádi Nagy, A.* : A magyar alkotmány szelleme (Der Geist der ung. Verfassung).
21. *Dill, G.* : Württemberg és gazdasága (Südwestdeutsche Wirtschaftsfragen).
22. *Berber, Fr.* : Az amerikai semlegesség változásai (Wandlungen der amerikanischen Neutralität).
23. *Rohan, K. A. herceg* : Európa jövője (Um die Zukunft Europas).

UNGARISCHES SOLDATENTUM

896—1914

Von *Árpád Markó*

410 Seiten RM 17.—, P 24.—

UNGARISCHE SOLDATENBRIEFE

Herausgegeben

von *Alexander Kozocsa*

204 Seiten Im Erscheinen

DER UNGARISCHE SOLDAT IM ERSTEN WELTKRIEG

Von *vitéz Ludwig Németh*

22 Seiten RM 3, P 5.—

DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUNGEN

Herausgegeben

von Prof. *Béla Pukánszky*

222 Seiten RM 6.50, P 9.—

UNGARN UND DIE NACHBARVÖLKER

Mit einer Einleitung

von Prof. *Gyula Miskolczy*

254 Seiten RM 12.—, P 18.—

UNGARISCHE STÄDTEBILDER

Mit einem Vorwort

von Prof. *Johann Hankiss*

406 Seiten RM 16.50, P 28.—

UNGARISCHES VOLK, GESCHICHTE UND WANDLUNGEN

Von Prof. *Stefan Szabó*

328 Seiten RM 10.—

DAS UNGARISCHE VOLKSLIED

Von *Jenő Petneki*

37 Seiten RM 2.—

DIE UNGARISCHE VERFASSUNG

Von Prof. *Stefan Csekey*

Ca 240 Seiten RM 4.50, P 6.—

GESCHICHTE UNGARNS

Von *Paul Török*

UNGARISCHE SOZIALPOLITIK

Von *Dénes Bikkal*

101 Seiten RM 4.50, P 6.—

DIE UNGARISCHE MUSIK

Von *Zoltán Kodály* und *Dénes Bartha*

114 Seiten RM 4.50, P 6.—

SIEBENBÜRGEN — EIN BILDERBUCH

Farbbilder von *Michael Erdödi*

Einleitung von *László Cs. Szabó*

118 Seiten RM 13.50, P 18.—

SIEBENBÜRGEN IM AUFBAU DER UNGARISCHEN KULTUR

Von Prof. *László Gáldi*

101 Seiten RM 4.50, P 6.—

DIE GESCHICHTE SIEBENBÜRGENS

Von Prof. *Jenő Horváth*

209 Seiten RM 6.50, P 9.—

SIEBENBÜRGEN UND SEINE VÖLKER

Herausgegeben

von Prof. *Elemér Mályusz*

322 Seiten Hbl. RM 9.80, P 14.—

KOLOZSVÁR — KLAUSENBURG

Herausgegeben von *Ladislav*

Makkai und *Emil Vásárhelyi*

170 Seiten RM 12.—, P 18.—

VERLAG DANUBIA BUDAPEST—LEIPZIG—MILANO